Schuster & Loeffler, Berlin.

Sumpfherzblättchen.

Ph. Hartl-Mitius

Sumpfherzblättchen.

Ein kleiner Roman.

Berlin.
Schuster & Loeffler.
1897.

Druck von Gustav Krause, Ellrich a. H.

Herr Johann Friedrich Möller, von dem großen Modewaarenhause Möller und Komp., saß eines schönen Nachmittags im Café X., ganz vertieft in einen Leitartikel der Tante Voß, als er sich leise „angetippt" fühlte. „Eine Kaiserblume gefällig?"

Unwillig brummte er ein paar Worte in seinen Bart, und vergrub sich nur noch tiefer in die Zeitung. Doch der Störenfried ließ nicht nach: „Eine Kornblume, Herr! 's ist Kaisertag heute!"

Er rückte ärgerlich fort. „Laß mich zufrieden, Racker!" Aber das Wort blieb ihm in der Kehle stecken, denn, indem er aufschaute, sah er in zwei große braune Augen von so bezwingendem Liebreiz, daß sich sein altes, mürrisches Gesicht langsam zu einem Lächeln verzog. „Racker", hub er von

neuem an, „jawohl, Racker!“ und dabei streichelte er die Wange des hübschen Mädels, das von einem Sonnenstrahl beleuchtet vor ihm stand und ihm knixend einen Büschel blauer Kornblumen entgegenstreckte.

„Wie viel?“ fragte er kurz.

„Zwanzig Pfennige, ohne dem Wohlthätigkeitssinn Schranken zu setzen.“

„Wieso Wohlthätigkeit? Verkaufst Du Deine Blumen zu einem wohlthätigen Zweck?“

„Na und ob!“

„Für wen?“

„Na, für mich! Oder meinen Sie, es wäre von Ueberfluß, wenn ich mir 'mal 'ne neue Kleedasche spendiren wollte?“ Dabei zupfte sie an ihrem fadenscheinigen Röckchen und lachte Herrn Möller kokett in's Gesicht.

Dieser zog das Portemonnaie und legte dem Mädchen ein funkelndes Markstück auf die Hand. „Als kleinen Beitrag zum neuen Kleid,“ sagte er. Die Kleine erröthete vor Vergnügen. „Danke schön! Danke schön, Onkel!“ Dabei nahm sie ihr Körbchen auf und wollte an den nächsten Tisch. Der alte Herr hielt sie zurück. „Wie heißt Du?“

„Karla Behringer.“

„I seh mal an — Karla — was für ein vornehmer Name!“

„Ja, der Name is aber ooch mein einziger Luxus. Warum sollten sich arme Leute nicht ooch ein bischen wat Vornehmes erlauben, notabene, wenn ’s nischt kostet? Mutter war immer für ’s Höhere.“

„Was ist denn Deine Mutter?“

„Früher Kammerzofe, jetzt Feinplätterin.“

„Und Dein Vater?“

„Vater is nich.“

„Wieso, ist er gestorben?“

„Weeß ick nich. Jedenfalls hat er bei mir und Mutter’n nicht Abschied genommen.“

„Ach so?“ Herr Möller fing an zu begreifen. „Dann müßt Ihr Euch also ganz allein durch die Welt schlagen, Du und Deine Mutter?“

Sie lachte. „Ja — das is nun mal nich anders. Ich wäre ooch lieber im Thiergartenviertel auf die Welt gekommen, als in der Brunnenstraße. Französisch parliren und Klavier klimpern is auf jeden Fall angenehmer, als das Hausiren mit Grünkram, wo Einem jeder Schusterjunge für seinen Dreier eine Unverschämtheit sagen kann. Ich bin noch nicht lange im Geschäft, acht Tage

erst, aber das hab' ich schon bemerkt, daß ich wohl die Rosen im Korb trage, aber die Dornen unter den Füßen."

Herr Möller war überrascht. Das Mädchen hatte so eine besondere Art sich auszudrücken: freimüthig, cynisch sogar, aber auffallend klug. „Wie würdest denn Du Dir das Leben einrichten, wenn Du die Wahl hättest? Was würdest Du thun?"

„Na — jut essen und trinken und schöne Kleider tragen."

„So? Das Arbeiten stünde wohl gar nicht auf Deinem Programm?"

„Warum denn nicht? Für 'ne Solche müssen Sie mich nicht halten. Doch arbeiten — ja woll, aber nur was mir gerade Spaß macht. Zum Beispiel in den schönen Läden mit den großen Spiegelscheiben, da möcht ich arbeiten. So im Putz wühlen, in den Spitzen, in Sammt und Seide, das müßte ein Vergnügen sein!" Ihre Augen strahlten, wie sie das sagte, und ihre Hände griffen schonungslos zwischen die Blumen ihres Korbes als fühlte sie dort das Knistern von Seidenstoffen.

Herr Möller sah sie aufmerksam an. Hübsch war die Kleine, noch ein bischen mager, aber das Kindliche der Formen gefiel ihm. Und dieses

Gesichtchen! von seltener Pikanterie. Schmal und klein, von durchsichtiger Bernsteinfarbe, die Augen ungewöhnlich groß mit langen Wimpern. Wenn sie lachte, schimmerten die Zähnchen zwischen den rothen Lippen. Sie war besonders hübsch, wenn sie lachte und darum lachte sie oft.

Lange betrachtete der alte Herr das plaudernde Mädel, dann geschah etwas Unglaubliches. Der weißhaarige Senior von der ehrenwerthen Firma Möller und Komp. rief: „Kellner, eine Melange!“ und drückte die erstaunte Blumenverkäuferin sanft auf einen Stuhl ihm gegenüber.

Von den Nebentischen drang mancher erstaunte Blick zu dem ungleichen Paare, aber das genirte Herrn Möller nicht im Geringsten. Er stand im Rufe eines Sonderlings und rechtfertigte diesen vollauf. Ein junger Gardeoffizier, der mit seinen Kameraden darüber witzelte, meinte zwar, man müsse kein Sonderling sein, um mit sechzig Jahren an einem sechzehnjährigen Blumenmädel Gefallen zu finden, aber sein Nachbar entgegnete: „Gefallen finden — meinetwegen. Aber öffentlich Kaffee trinken, is nich.“

Ja, meine Herren, Johann Friedrich Möller war ein Sonderling, und das, was sie jetzt lachend

von ihm denken, hatte in seiner Kinderseele nicht Raum. Das Mädel gefiel ihm, es war hübsch, sauber, pikant. Der kecke Vorstadtton genirte ihn nicht im mindesten. Berliner Pflanze, dachte er, vaterlos, schutzlos auf's Pflaster geworfen. Vielleicht ist die resolute Sprache nur die Rückendecke der kleinen Schildkröte. Ihn jammerte die frische Jugend, die wehrlose Schönheit der Kleinen — und wie er sie so ansah und ihren Worten lauschte, tauchte eine Begebenheit in seinem Gedächtnisse auf.

Vor einigen Jahren war's, an einem trüben Novembertag. Er war in der Nähe der Weidendammerbrücke spazieren gegangen, als ihn das Gelächter mehrerer Knaben und zugleich das klägliche Miauen eines Kätzchens veranlaßte, der Geschichte nachzugehen. Die Buben hatten der Katze einen Stein um den Hals gebunden und belustigten sich nun damit, das arme Thierchen mehrmals unterzutauchen, vielleicht um es langsam an's Ertrinken zu gewöhnen. Herr Friedrich Möller ließ sein spanisches Rohr über die Kehrseite der jugendlichen Attentäter sausen, die kleine nasse Miez aber nahm er an Kindesstatt an und trug sie in der Tasche seines Paletots nach Hause. Das dankbare Thierchen, im Laufe der Jahre zur stattlichen Katze

erblüht, um mit Herrn Möller zu reden, zeigte ihm so viel Anhänglichkeit, daß es ihm wie ein Hund entgegenlief, wenn er nach Hause kam, apportiren und aufwarten lernte, kurz alles that, was nur eine besonders intelligente Katze zu thun im stande ist, um ihrem Lebensretter Freude zu machen.

„Krabbe, kleine Krabbe," hatte er damals gesagt, als sich das zitternde Thierchen an ihn schmiegte, und „Krabbe" sagte er auch heute zu dem Mädchen, das nun ihm gegenüber saß und vergnügt an einem Stück Kuchen knabberte.

Er grübelte über Etwas nach, der freundliche alte Herr, das sah man ihm an. Es verdroß ihn, wenn jemand mit seiner Existenz unzufrieden war und er liebte es, dann und wann ein wenig Vorsehung zu spielen. Was die Beiden zusammen „tuschelten", konnte man an den Nebentischen nicht vernehmen, aber die Kleine sah vergnügt und zufrieden aus, als sie sich nach einer halben Stunde erhob, den Blumenkorb an den Arm hängte und ihrem Beschützer mit freundlichem Dank die Hand zum Abschied reichte.

Das Modewaarenhaus Möller und Komp. war eines der größten in der Friedrichstraße. Fünf riesige Auslagefenster im Parterre und eben-

so viele im ersten Stock zeigten die entzückendsten Neuheiten der Saison und verlockten den Tag über ganze Schaaren von vorübergehenden Damen zum Stillstehen.

Da sah man Mäntel von der ernsten würdigen Façon „Hohenzollern“ an, bis herab zum kleinen entzückenden Spitzencape, genannt „Papillon.“ Da brillirten Kostüme in aparten Farbenzusammenstellungen, Havanna mit Grün, Rosa mit Tiefroth, Zartblau mit Violett — letzteres rief anfangs bei den Damen eine Revolution hervor. Blau und Lila! War es denn erhört, so etwas zu tragen! Aber der geschickte Arrangeur hatte nicht ohne Absicht an der Taille dieses Kostüms einen frischen Blumenstrauß befestigt: Veilchen und Vergißmeinnicht. Was die Natur nebeneinander hervorbringt, kann wohl auch eine Dame gefahrlos tragen. Es ist richtig, man sah nur ganz aparte Sachen bei Möller von Künstlerhand zusammengestellt. Das Geschäft stand gerade nicht im Rufe der Billigkeit, aber dafür verkehrte dort auch nur die vornehme Welt. Nach den Kostümen kamen Jupons, wahre Wunderwerke von Unterröcken, leicht und rosig wie Wölkchen bei Sonnenuntergang, mit Spitzen, Falbeln, Stickereien,

dann Korsetts in Leinen und Seide, von jeder Farbe, für jede Figur, für jeden Geschmack passend. Am letzten Schaufenster endlich sah man Leibwäsche. Hier sammelte sich auch das meiste Publikum an, denn hier waren die Brautausstattungen zur Schau gestellt, mit handgroßen Monogramms, mit fünf- und neunzackigen Kronen, je nach dem Range der glücklichen Besitzerin. Droben im ersten Stock aber fand man Stoffe und Spitzen, Kinderwäsche, japanische Fächer und Kästchen, Odeurs und andere Artikel.

Das Gewölbe selbst machte einen durchaus vornehmen Eindruck. Boden und Treppen waren mit Teppichen belegt und darüberhin huschte lautlos eine große Anzahl von Angestellten beiderlei Geschlechts, beaufsichtigt von den Theilhabern Möller und Schultes. Am Portal standen zwei uniformirte Jünglinge in Grün, mit zahllosen Goldknöpfchen, der eine, um anfahrenden Kundinnen den Wagenschlag zu öffnen, der andere, um die Damen über die Schwelle zu geleiten, Schirme abzunehmen und so weiter.

Es war um die neunte Morgenstunde, als sich vom Entree her eine muntere Stimme hören ließ: „Sie, jrüner Junge, wo find ick hier den Herrn?"

Der Angeredete quittirte mit einem Vernichtungsblick: „Welchen Herrn meinen Sie, Mamsell?"

„Dussel! Möller mein ick, den Besitzer von's Janze."

Der andere „grüne Junge" trat jetzt herzu und erklärte eilfertig: „Wir haben nämlich zwei Prinzipale, Herrn Möller und Herrn Schultes. Letzterer ist gegenwärtig nicht zu sprechen, denn er weilt zur Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit in Meran."

„Quatschkopp! Was geht mir Schultes seine angegriffene Gesundheit an? Ick sagte Ihnen ja, zu Möllern will ick. Führen Sie mir man fix, mein Jüngelchen!"

Die beiden gekränkten Thorwarte versicherten nun übereinstimmend, daß das nicht so ohne Weiteres anginge und daß sie zum mindesten wissen müßten, in welcher Angelegenheit. Aber da kamen sie bei unserer Schönen schlecht an.

„In welcher Anjelegenheit? Sieh mal an! Neugierig sind Sie wohl nicht sehr? Jetzt wird mir die dämliche Trödelei zu dumm — eins — zwei —" sie nahm eine Boxerstellung an und mit zwei rasch geführten Stößen schleuderte sie die beiden Jünglinge zur Seite und hielt mit triumphirender Miene ihren Einzug bei Möller und Compagnie.

Der zuletzt sehr lebhaft geführte Disput lockte den älteren Prinzipal aus seinem Comptoir: „Was giebt es denn da an der Thür?“ — Er sah seine grünen Thorwarte schwanken, er sah die siegreiche Miene der kleinen Blumenverkäuferin vom Café Bauer und sein Gesicht überflog ein Lächeln: „Ah — Sie sind's?“ Die Kleine bemerkte mit Staunen, daß er sie heute nicht dutzte. „Ja — ich bin's, Herr Möller, weil Sie mir gestern erlaubt haben — —“

„Ganz recht, ich erinnere mich. Aber Sie treten ein bischen geräuschvoll bei mir ein, mein Töchterchen. Das wird man sich abgewöhnen müssen. Ruiniren mir da meine schönsten Jünglinge — es ist schon gut, es ist schon gut,“ fügte er rasch hinzu, da Karla etwas erwidern wollte. — „Kommen Sie nur jetzt, Sie Krabbe — kleine unverschämte Krabbe!“ — Lachend ging er voran und lachend folgte ihm das Mädchen. Die Kommis, an denen er vorbei passirte, sahen sich vielsagend an. So aufgeräumt hatten sie Johann Friedrich Möller lange nicht gesehen. „Schicken Sie die Direktrice in mein Privatcomptoir!“ rief er im Vorübergehen einem Angestellten zu.

Karla Behringer gelang es doch nur schwer, die Miene der naiven Unverfrorenheit festzuhalten,

als sie sich in dem dunklen, ernst ausgestatteten Gemache Herrn Möller allein gegenüber fand. Er ging erst eine Weile hin und wieder, ehe er vor dem Mädchen stehen blieb. „Sie sind also gekommen, nachdem Sie meinen Vorschlag mit Ihrer Mutter beriethen, das heißt, Sie haben nun den festen Willen zu arbeiten, zu lernen, sich in meinem Geschäft eine dauernde Stellung erringen zu wollen. Schön, sehr schön. Damit ist es aber auch mit dem ungebundenen Wesen vorbei und abgeschlossen. Scenen, wie die eben an der Thür, dürfen nie wieder vorkommen. Ich nehme Sie vorläufig als Lehrmädchen auf. Solche beziehen für's Erste kein Gehalt, ich will jedoch bei Ihnen, in Anbetracht Ihrer Armuth, eine Ausnahme machen und bewillige Ihnen monatlich ein Salair von sechzig Mark."

Karla stieß einen Ruf der Ueberraschung aus. Sechzig Mark! Das war für sie ein Vermögen! Sie schickte sich eben an, einen kleinen Freudentanz aufzuführen, als sich die Thür öffnete und Fräulein Helene eintrat. Letztere war ein blondes Mädchen mit sehr klugem Gesicht, nicht schön, aber von sympathischem Aeußern, etwa zehn Jahre älter als Karla. Sie trug die Tracht aller An=

gestellten des Hauses, das dunkelblaue, enganliegende Kleid mit kleinem Leinenkragen. Erstaunt blickte sie auf die sich etwas gar zu ungenirt Geberdende.

„Fräulein Helene," sagte der alte Herr, ihr entgegen gehend, „ich übergebe Ihnen hier eine kleine Wilde, aus der Sie ein gesittetes Mädchen und eine brauchbare Verkäuferin machen sollen. Stellen Sie sie an den Platz, der Ihnen paßt, am besten vorläufig in Ihre Nähe. — Und Sie, kleines Mädchen, werden gut daran thun, Fräulein Helene als Vorbild zu betrachten, dem Sie stets und in allen Dingen nacheifern sollen."

Die Blondine erröthete vor Vergnügen. „Was an mir liegt, Herr Möller —"

„Ja, ja — ich weiß," unterbrach dieser, „Sie sind immer auf Ihrem Posten. — Nun geh, mein Kind," fügte er zu Karla gewendet hinzu und gab ihr einen scherzhaften Klaps, „von jetzt an gehören wir zum Haus und unser erstes Bestreben sei, uns des geschenkten Vertrauens würdig zu bezeigen." Er kehrte zu seinem Schreibtisch zurück, zum Zeichen, daß er die Unterredung für beendet ansehe.

„Ist denn die Geschichte sehr schwer?" fragte Karla ihre Begleiterin, als sie an ihrer Seite

durch die Verkaufsräume schritt und staunend diese Berge von Seide, Spitzen und anderen zarten Artikeln betrachtete.

„Gar nicht," erwiderte Helene, „man muß nur Lust und Liebe dazu mitbringen."

„Hab' ick!" rief das Mädchen feurig.

„Ich! Hab ich!"

„Wieso?"

„Hab' ich, muß es heißen. Am Sonntag sind wir Alle Berlinerinnen und planschen mit wahrer Wonne in unserem lieben Dialekt. Aber unter der Woche, im Geschäft sind wir international, verstanden? — Und noch eins: Wenn wir unter uns sind, werde ich Du sagen, wenn es Dir recht ist. Ich meine, man macht sich dadurch verständlicher, und ich sag's gern, denn Du gefällst mir! Du bist ein so frisches, hübsches Mädel, ich denke, wir werden uns gut vertragen!"

Karla schlug mit Freuden in die dargebotene Hand. Wenn man ihr Freundlichkeit zeigte, hatte man sie gleich mit Seele und Leib, denn im Grund war sie eine gutmüthige Natur.

Helene führte sie ins Schneideratelier, wo man ihr die Möller'sche Uniform anprobirte, das dunkelblaue Kleid mit kleinem Leinenkragen, und

in dieser Einfachheit sah sie denn auch wirklich entzückend aus. Eine Kleinigkeit mußte geändert werden, Karla konnte gleich darauf warten, dann saß es aber auch vortrefflich. Die Kleine war mit einem Schlage verändert, — ihre Schönheit hatte nun fast etwas Vornehmes. Als sie mit ihrer Begleiterin vom Atelier herunterstieg, kam gerade ein junger Mann heraufgesprungen, der bei ihrem Anblick überrascht stehen blieb. „Donnerwetter!" zischte er leise vor sich hin.

„Guten Morgen, Herr Wilhelm!" sagte Helene, und er entgegnete eiligst: „Guten Morgen, Fräulein!" dann sprang er an Beiden vorüber die Treppe hinauf, immer zwei Stufen auf einmal.

Karla schien es, als sei Helene ein wenig verstimmt.

„Wer war denn das?" fragte sie nun.

„Das — o, niemand Besonderes, der zweite Kassirer, Herr Wilhelm Braun."

„Ein hübscher Mann!"

„O ja, recht hübsch, nur ein wenig eitel, wie alle hübschen Männer. — So, nun wollen wir aber an die Arbeit gehen. Vorerst werden wir die Stoffe aufschlagen, die dort auf dem Ladentische liegen. Fass' mal an! Halt! Halt! so geht

das nicht, Du schlägst ja Falten! — Hübsch langsam, eins nach dem andern, ja — Alles will eben gelernt sein."

In rascher Reihenfolge zeigte sie ihr, wie man Band abwickelt und aufschlägt, wie man Cartons trägt, ohne die Grazie zu verletzen, und dergleichen erste Handgriffe einer künftigen Modewaarenverkäuferin. Mit einemmale wurde Helene abgerufen. Die Gräfin Gilby war da und wollte absolut ihren Geschmack hören bei der Auswahl eines Jackets. Helene nahm Karla bei der Hand: „Komm mit! Die Gräfin hat Deine Figur, Du kannst mir als Probirmamsell dienen."

„Nanu? —" sie lachte laut auf.

Helene sah sie scharf an: „Was beliebt?"

„Na — ick meine man so."

„Hier giebt es keine Meinungen, kein Gelächter, hier erfüllt man schweigend die Befehle der Vorgesetzten." Karla sah sehr verdutzt drein: „Is mir auch recht. Also rinn in's Vergnügen!"

Die Gräfin Gilby war in der That von Karla's Wuchs, wenn sie auch sonst keine Spur von deren Schönheit aufzuweisen hatte. Sie lag in einem Fauteuil, die langstielige Lorgnette in der Hand, und betrachtete durch dieselbe unablässig

das Mädchen, dem man ein Jacket nach dem andern überzog, um es der Kundin vortheilhaft zu präsentiren. „Schön, sehr schön!“ rief die Dame bei jedem neuen Stück.

Karla drehte sich unter Helenens Anweisung nach allen Seiten und letztere machte die Kundin auf alle Vorzüge ihrer Waare aufmerksam: „Betrachten Comtesse nur diesen Faltenwurf! Diesen Spitzenaufputz! Hier den Taillenschluß mit der Schleife — wie einfach! Wie vornehm!“ — „Ja gewiß,“ näselte die Dame eintönig, „sehr schön! sehr schön!“ Haben Sie nichts Anderes?“

Karla mochte so ungefähr dreißig Umhänge probirt haben, als ihr endlich die Geduld riß. „Det nehmen Sie!“ sagte sie schließlich ganz ruhig und bestimmt, indem sie auf ein braunes Plüschjäckchen wies.

Die Gräfin ließ erstaunt ihr Glas sinken, während Helene der Ungeschickten heimlich einen energischen Rippenstoß versetzte: „So schweig' doch!“ — Aber das Mädchen ließ sich nicht irre machen. „Ja woll, det — das nehmen Sie — Sie finden nichts Netteres!“

Helene flüsterte in Verzweiflung: „So halt' doch die Schnute, Mädchen!“ und zur Gräfin

gewendet fügte sie laut hinzu: „Gnädige Comtesse müssen verzeihen, die Kleine ist erst wenige Stunden im Geschäft und versteht es noch nicht, sich zu benehmen.“ —

„Ja, das merkt man,“ sagte die Gräfin lächelnd, „aber sie mag recht haben. Schicken Sie mir die braune Jacke. Ich muß Ihnen gestehen, ich achtete nicht sonderlich auf Ihre schönen Sachen, weil mich das Gesicht jenes Mädchens anzog. Ich male gegenwärtig ein Bild, zu dem ich ein passendes Modell suche. Dieses Gesicht könnte ich brauchen. Wollen Sie sich von mir malen lassen, Kleine?

„Gern. Wann soll ick kommen?“

„Sie müssen erst die Erlaubnis unseres Prinzipals einholen,“ sagte Helene tadelnd, doch zweifle ich nicht, daß Herr Möller der Gnädigen gern zu Diensten sein wird.“

„Gut, dann erwarte ich also seinen Bescheid. Adieu!“

„Morgen mit dem früheſten, Comtesse.“

Die Gräfin schritt rauschend durch die Halle, Alles verneigte sich ehrerbietig,die grünen Jünglinge sprangen von ihren Sitzen auf, Thüren wurden aufgerissen und Karla wollte sich ausschütten vor Lachen. Sie, die gestern noch mit Blumen hau-

siren ging, sie, die Tochter von der „Plätten-Nette,“ wie man ihre Mutter in der Brunnenstraße hieß, sie sollte von einer Gräfin gemalt werden. Zum ersten Mal dämmerte ihr der Begriff von der siegreichen Macht ihrer Schönheit.

Fräulein Helene war ärgerlich. „Du kannst von Glück sagen,“ meinte sie, „daß die Gräfin gerade in Dir ihr Modell zu finden glaubt. Sonst wären Deine vorlauten Bemerkungen nicht straflos hingegangen. Du hast zu schweigen, Mädchen, und wenn die Kundschaft noch so viel verlangt und wenn sie noch so viel albernes Zeug spricht“.

„Ach, ich fürchte, das lern' ich nie!“

„Das mußt du lernen, mein Engel.“ Sie sagte das in sehr scharfem Ton und ging dann rasch nach oben, ohne Karla weitere Anweisung zu geben. Diese stand eine Weile nachdenklich, eine Falte zeigte sich auf ihrer Stirn und die spitzen Zähne bohrten sich tief in ihre Lippen. Da streifte plötzlich ein junger Mann an ihr vorüber, so nahe, daß sie die Wärme seines Armes spürte. „Diese Augen!“ sagte er im Vorübergleiten und er zeigte dem Mädchen sein hübsches erregtes Gesicht.

Karla dachte nach: „Ist das nicht der Jüngling

von heute früh auf der Treppe? Helene sagte, er sei Kassierer, wie nannte sie ihn doch? Na gleichviel, ob Fritze oder Willem, den Mann hat's, der scheint ordentlich verschossen."

Dieses Bewußtsein brachte ihr die gute Laune wieder. Sie hüpfte die Treppe hinauf und bat Helene ganz manierlich um Arbeit und diese warf alle Verstimmung über Bord und fuhr fort, das Mädchen auf's freundlichste in die Mysterien ihres Dienstes einzuweihen. So verging der Tag rasch und Karla eilte nach Ladenschluß schnell hinweg um ihrer Mutter die gute Nachricht von dem versprochenen Salair zu bringen.

Nicht weit vom Geschäfte traf sie Helene, die auf Jemand zu warten schien. Karla sprach ein paar Worte mit ihr, doch fühlte sie aus den kurzen Antworten, daß die Andere sie gern los sein wolle. Sie empfahl sich deshalb und ging ihrer Wege. Neugierig wie sie war, blieb sie aber an der Straßenecke stehen und schaute zurück. Da sah sie eben einen jungen Mann auf Helene zukommen. Na nu? das war ja derselbe, der sie heute zwei Mal so verzückt angeschmachtet hatte, der Kassirer! Freilich war er's! Diese Männer! Da ging er dicht neben Helene und sprach vertraulich auf diese

ein. Na, ihr sollte er nochmal süße Augen machen, sie wollte ihm die richtige Antwort geben. —

Wie dieser Tag, so vergingen die folgenden. Karla lernte rasch und fand sichtlich Freude an ihrem neuen Beruf. Seit ihrem Eintritt in's Geschäft blühte sie ordentlich auf. Brust und Arme begannen sich zu runden und mit den feineren Manieren, die sie sich aneignete, gewann das ganze Aussehen an Grazie und Anmuth. „Mädel, wo soll das hinaus?" sagte Helene manchmal, „Du wirst ja mit jedem Tag schöner." — Dann wurde sie als Antwort beim Kopf genommen und recht tüchtig abgeküßt. Es hatte sich nämlich zwischen den Beiden mit der Zeit ein Freundschaftsverhältniß herausgebildet, das von Seiten Helenens fast einen mütterlichen Anstrich zeigte. Die schönen, großen Augen Karla's hatten's ihr angethan, sie konnte ihr nicht ernstlich zürnen, sie war ganz im Banne des schönen Mädchens, das die ältere Freundin wie ein Kätzchen umstrich und mit tausend Drolerien zum Lachen brachte. Den andern Kolleginnen gegenüber zeigte das niedliche Kätzchen freilich sehr häufig auch die Krallen. Es war also durchaus nicht zu verwundern, wenn ihr diese weniger gut gesinnt waren. — Sie neideten ihr die Freund-

schaft der Direktrice, die von Allen geachtet wurde, ganz besonders aber konnten sie ihr nicht verzeihen, daß sie die Blicke aller Männer auf sich zog. Es war spaßhaft zu sehen, wie sich die Herren Kommis mit einemmale herausputzten, wie sie sich sentimental durch die Locken fuhren und glühende Blicke nach dem Mädchen schleuderten. Es war eine Art Wettstreit unter ihnen ausgebrochen, Jeder wollte Eindruck machen. Nicht nur die Jungen, auch der längst ergraute, erste Kassirer! — Selbst der Kompagnon Herr Schultes, der mittlerweile von Meran zurückgekehrt war, schenkte der hübschen Kleinen manch freundlichen Blick.

Das entging Karla nicht. Für solche Dinge hatte sie ein liebevolles Verständniß. Sie freute sich ihrer leichten Siege und half wacker mit, das Feuer zu schüren, indem sie mit aller Welt nach Herzenslust kokettirte. Jedenfalls war sie vorläufig über die Art der Gefühle ihrer Anbeter im Unklaren. Sie glaubte Liebe einzuflößen und es war doch nur plumpe Begehrlichkeit. Alles an dem Mädchen atmete Sinnlichkeit, die Nase mit den bebenden Flügeln, das rothe Zünglein, das so oft zwischen den Zähnen sichtbar wurde. Es war, als ob Funken aus dem Mädchen sprängen, die alles

Entzündbare in seiner Nähe in Flammen setzen müßten. Helene ahnte davon nichts. Sie war ein äußerst korrektes, durchaus tadelloses Geschöpf und hatte nach Herrn Möllers Wunsch die Erziehung der Neueingetretenen mit Feuereifer in die Hand genommen. Sie freute sich überaus der guten Resultate, die sie scheinbar erzielte, denn Karla wurde zusehends manierlicher und geschickter und dann kam ein Tag, der sie noch inniger mit ihr verbinden sollte. — Helene war eine Waise. Von ihrer zahlreichen Familie war ihr nichts geblieben als ein kleines Brüderchen, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet und das sie ganz allein aufgezogen hatte. Eine Kinderkrankheit raffte das Bübchen weg in zwei Tagen und als sie nun an dem kleinen Grabhügel stand, von Weh übermannt und kaum auf die Kondolationen der Kollegen hörte, da trat plötzlich Karla hervor und fiel ihr, ohne ein Wort zu sagen, schluchzend um den Hals. Diese Thränen am Grabe ihres Brüderchens vergaß ihr Helene nie. Um dieser Thränen willen übersah sie manches, was ihr an dem Mädchen unsympathisch war. Und Karla hatte nicht einmal wirklichen Schmerz empfunden. Die Blumen, der Weihrauch, die schwarzen Gewänder drückten

auf ihre Nerven. Sie war, wie alle oberflächlichen Naturen, leicht zu rühren und leicht zu erheitern. Aber von jener Stunde an hatte Helene sie ins Herz geschlossen und stellte sich auf einen förmlichen Kriegsfuß mit allen Jenen, die ihrem Liebling nicht wohlwollten.

Herr Möller, im vertrauten Kreise auch Papa genannt, behielt immer das gleich väterliche Benehmen seinem Schützling gegenüber. Im Anfang blieb er zuweilen bei ihr stehen und fragte: „Wie geht's? Ist die Krabbe auch zufrieden?“ In neuester Zeit aber, seit er bemerkte, daß sich Karla sichtlich zum üppigen schönen Weibe entfaltete, vermied er es, allzuoft mit ihr zu sprechen.

Karla war nun schon ein volles Jahr im Geschäft, als die Firma ein Jubiläum feierte und es hieß, die Prinzipale würden den Angestellten ein Sommerfest in Treptow geben. War das eine Freude! Schon die Fahrt auf dem Wasser! Karla hatte sich nobel herausgeputzt. Gott weiß, wo sie es her hatte, aber im feinen Chick, in der Toilette, war sie allen anderen überlegen. Ein helles Sommerkleid mit moosgrünem Gürtel, in dem ein frischer Strauß steckte, ein Hut mit Veilchen und grünen Bändern, dazu ein heller

Sonnenschirm — das war alles so einfach, so vornehm schlicht, und stand ihrem Kaprizenköpfchen gar reizend. Natürlich gestaltete sich die Vergnügungsfahrt zu einem Triumphzug für Karla. Und wenn man ihr den Hof machte, dann war sie in ihrem Element. Dann konnte sie liebenswürdig sein und mit ihren tollen Einfällen eine ganze Gesellschaft erheitern.

Gleich nach der Ankunft beim Eierhäuschen wurde getafelt, später getanzt. Herr Schultes jr., Reservelieutenant bei den Husaren, ein schneidiger, junger Mann, von dem die Fama sagte, daß er die Goldfüchse seines Herrn Papa nicht zur Ruhe kommen ließe, war gleichfalls anwesend. Er fixirte Karla eine Weile durch sein Monocle, dann trat er bei ihr an, sie um einen Tanz bittend. Dreimal schwenkte er sie auf dem grünen Rasen herum, mit drohenden Schnurrbartspitzen, das Glas im Auge, ein äußerst schneidiges Bild. Karla fühlte sich im siebenten Himmel.

„Ich habe Sie schon einmal gesehen, rathen Sie wo?" sagte ihr vornehmer Courmacher plötzlich, das Bärtchen drehend.

„Im Geschäft Ihres Herrn Papa?"

„I — wo! Da komm ich nicht hin."

„Auf der Straße?“

„Leider nicht, sonst wäre ich Ihnen gefolgt.“

„Ja, dann weiß ich nicht.“

„In der Kunstausstellung. Die Gräfin Gilby hat dort ein Bild, und die entzückende kleine Person im Kostüm Louis XVI. sind Sie. Mein Papa machte mich darauf aufmerksam und heute finde ich seine Worte bestätigt. Aber geschmeichelt hat Ihnen die Gräfin nicht, sie hatte freilich einen harten Standpunkt. Wie wäre es möglich, so viel Schönheit, so viel Anmuth im Bilde wiederzugeben!“

Karla wußte auf diese Tirade nichts zu erwidern, als was die meisten jungen Mädchen darauf erwidert hätten: „Aber Herr Schultes!“ Darauf faßte er sie um die Taille und wirbelte noch einmal mit ihr herum, sie so fest an sich drückend, daß ihr der Athem ausging.

„Wir müssen uns wiedersehen,“ sagte er beim Abschied mit zärtlichem Druck. „Sie werden von mir hören.“

„Wollen Sie denn schon gehen?“ fragte sie ganz erschrocken.

„Ich muß — meine Familie will nach Hause, und ich habe schon zu lange hier verweilt, und zu

viel mit Ihnen gesprochen, zu viel für meine Ruhe nämlich.“

Er führte ihre Hand schnell und heimlich an die Lippen, schlug die Absätze seiner Stiefel zusammen, daß die — Sporen geklirrt hätten, wenn er nämlich nicht in Civil gewesen wäre — und fort war er.

Karla schien es einen Augenblick, als sei die Sonne untergegangen. Das war doch etwas anderes, als diese windigen Ladenjünglinge mit 50 Thaler Gage. Ein feiner Mann, mit dem man Staat machen konnte — der Sohn des Prinzipals! Und wie er den Schnurrbart drehte! Und wie er Einen an sich preßte, so gewiß wonnevoll! Gesprochen hatte er mit ihr, als ob sie seines Gleichen wäre! Und er sagte, sie würde von ihm hören! Hei! was für eine Perspektive! Helene rieth zwar unaufhörlich, sie möge sich mit keinem Manne einlassen. Na ja, Kommis, Hungerleider, da hatte sie ja recht. Aber dieser da! Ein Mann von Ansehen! Mit's jroße Portemonnaie! Im Selbstgespräche leistete sie sich mit Vorliebe den alten Jargon — — sie wurde ganz lustig dabei, klatschte in die Hände wie ein Kind und sprang wie ein Zicklein.

Jetzt hatte Jemand eine Schaukel entdeckt und rief seinen Fund nach allen Richtungen aus. Das war etwas für Karla und ihre übermüthige Stimmung. Hineingesprungen und hinauf in die Lüfte, höher, immer höher! Sie konnte gar nicht genug kriegen. Jeder wollte sie schaukeln, denn dabei sah man so nette, appetitliche Sachen, Spitzenhöschen, schwarze Strümpfe und das, was dazu gehört, und zudem machte die Kleine so tolle Späße. Es war überhaupt ein tolles Mädchen, ein kapitales Weib, das versicherte Einer dem Andern.

Wieder war es der zweite Kassierer, Herr Wilhelm Braun, der sich auffallend viel mit ihr zu schaffen machte. Der junge Mann hatte ein sonderbares Benehmen gegen sie. Manchmal schien es ihr, als ob er ihr absichtlich ausweiche, wochenlang, dann wieder drängte er sich mit einemmale an sie heran. Von der Schaukel war er gar nicht wegzubringen. Und die Art seiner Unterhaltung war so seltsam, durchaus nicht liebenswürdig. Er legte es förmlich darauf an, Karla verletzende Dinge zu sagen, und wenn sie ein Mäulchen zog, dann lachte er, ein nervöses, krampfhaftes Lachen.

Die Kolleginnen standen in Gruppen zusammen, empört über das schamlose Benehmen des Mädchens,

und Helene war vollauf beschäftigt, für ihren Schützling Lanzen zu brechen. Sie ärgerte sich selbst über Karla. Was fiel ihr nur ein, die Männer dermaßen herauszufordern? Aber den Anderen gegenüber gab sie das nicht zu, da vertheidigte sie die Freundin, als ob es ihre leibliche Schwester wäre.

Gegen Abend fuhr man nach Hause. Als sich Karla auf der Jannowitzbrücke von den Uebrigen verabschieden wollte, sagte Wilhelm: „Es ist spät geworden, wenn es Ihnen recht ist, begleite ich Sie, Fräulein."

Diese hängte sich ohne weiteres an des Kassierers Arm, aber das schien nicht ganz im Sinne von Fräulein Helene. Etwas erregt meinte sie: „Wir begleiten Dich Beide. Oder noch besser, Ihr kommt noch ein Stündchen zu mir herauf und ich braue Euch zum Schluß der schönen Feier ein Glas Schlummerpunsch. Sie kommen doch mit, Herr Braun?"

Ihr Ton klang etwas pikiert und Wilhelm beeilte sich zuzustimmen: „Ah, famos! Schlummerpunsch! Den versteht Fräulein Helene trefflich zu bereiten!"

Karla wollte Einwendungen machen, sich mit Müdigkeit zu entschuldigen, sie wurde jedoch über-

stimmt. Helenens Wohnung lag in der Nähe. Auf dem Wege dahin war sie sehr einsilbig, als ringe sie mit einem Entschlusse. Das fiel der Freundin nicht auf, denn diese plauderte trotz ihrer Müdigkeit unausgesetzt. Bald war man angekommen, im Nu die vier Treppen hinauf, Licht angesteckt — — „ah" — sagte der junge Mann sich dehnend — „es ist sehr behaglich bei Fräulein Helene."

Schnell war alles vorbereitet, der Tisch gedeckt, Wasser heiß gemacht, Punschessenz aus dem Schranke geholt — jetzt saßen die Drei erwartungsvoll um den Tisch, die Gläser erklangen — eine Pause allgemeinen Genusses. „Wie das schmeckt! Herrlich, prachtvoll!" Wilhelm hatte sein Glas mit einem Zuge geleert. Karla nippte nur, nach Art der Leckermäuler und ließ das rothe Zünglein begehrlich um den Rand des Glases spielen.

Da nahm die ältere Freundin das Wort. „Liebe Karla," sagte sie, „wenn ich Dich heute noch veranlaßt habe, zugleich mit Herrn Braun zu mir heraufzusteigen, ist es nur, weil ich es an der Zeit finde, Dir eine Mittheilung zu machen."

„Hört! hört!" — scherzte der junge Mann — und „wie feierlich!" sagte die Andere lachend.

„Jawohl, eine Mittheilung, die ich bis jetzt

keinem anderen Menschen gemacht habe. Wilhelm ist nämlich — mein Verlobter."

Karla stieß einen Ruf der Ueberraschung aus, der Kassierer starrte sichtlich erregt auf die Sprecherin. „Aber wir waren doch überein gekommen —"

„Ganz richtig. Wir waren überein gekommen, diese Thatsache so lange als Geheimniß zu betrachten, bis wir im Stande sein würden, uns zu heirathen. Unsere Prinzipale dulden nämlich keine Liebesleute im Geschäft. Und da wohl noch manches Jahr vorüber gehen möchte, bis Wilhelm erster Kassierer geworden — diesen Termin hatten wir uns zu unserer Hochzeit gesetzt – so beschlossen wir, uns selten und ganz heimlich zu sehen."

„Aber was veranlaßt Dich plötzlich, unser Geheimniß preiszugeben?" fragte der junge Mann mit leisem Aerger in der Stimme.

Helene schwieg einen Augenblick, dann sagte sie gepreßt: „Das, bitte — laß mein Geheimniß sein. Ich hielt es für nöthig, Karla davon Mittheilung zu machen, und ich bin überzeugt, sie wird den Andern gegenüber reinen Mund halten."

„Aber natürlich! Ich werde schweigen wie das Grab. Nein, wie mich das freut! Ihr seid Lie-

besleute! Eigentlich habe ich mir schon so etwas gedacht. Einmal hab' ich Euch doch ertappt, auf der Straße, wie Ihr heimlich mit einander schwatztet, als wäret Ihr allein auf der Welt. Gleich im Anfang war es, als ich in's Geschäft kam. Nein, wie mich das freut – meine liebe, goldene Lene!" Und sie warf sich über die Freundin, diese mit ihren Küssen fast erdrückend.

„Nun und mir gratulieren Sie nicht?" fragte Wilhelm sein Schnurrbärtchen streichend.

„Na, ob ich Ihnen gratuliere! Gerade Ihnen, Ihnen ganz allein! Sie bekommen eine schöne, gescheidte und brave Frau, was aber sie bekommt, mein Helenchen, das ist abzuwarten." Sie drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Und wißt Ihr was, Kinder, jetzt wollen wir immer beisammen sein. Jetzt, wo ich alles weiß, braucht Ihr Euch vor mir gar nicht zu genieren. Gebt Euch mal einen Kuß — na — wird's bald! Eins — zwei — und drei! Na endlich!" — Helene lächelte verschämt, ihr Verlobter zog sie flüchtig an sich, man sah es ihm an, wie peinlich ihn die ganze Szene berührte.

„Ich habe ihn sehr lieb, meinen Willy," sagte Helene, indem sie ihm die Hand hinstreckte. „Ohne

Eltern, ohne Geschwister, ist er der einzige Freund, den ich im Leben mein nenne. Würde er mir genommen, wäre ich ganz verlassen." Ihre Stimme zitterte und sie sah die Freundin bedeutungsvoll an.

Der junge Mann fühlte sich sehr unbehaglich. „Und da auch ich Dich liebe, so ist ja alles in schönster Ordnung."

„Das gebe Gott!" flüsterte Helene.

„Aber Kinder, nehmt mir's nicht übel, das ist eine sonderbare Brautstimmung. Zu ernst, zu feierlich! Die gefiele mir nicht. Wenn ich erst Verlobung halte, dann muß es hoch hergehen. Mein Bräutigam muß Radschlagen vor Vergnügen."

„Ach Du — Hanswurst!"

„Gott sei Dank! Was würdet Ihr denn heute Abend anfangen, wenn Ihr mich nicht hättet? Ihr würdet Euch ja vor Sentimentalität anknabbern. Das könnte mir passen! Nich in die la main."

„Ah, geh doch, Du Berliner Vorstadtpflanze!"

„Na, Dich hat der Storch wohl ooch nich im Jeheimraths-Viertel abjesetzt! Was? Aber was liegt daran? Lustig wollen wir sein, heute, morgen, alle Tage. Lene gieb mir noch ein Glas Punsch — es lebe, was wir lieben — hoch, hoch, hoch!

— 'S ist komisch!" lachte sie, nachdem sie ihr Glas ausgetrunken hatte, „um mich dreht sich das ganze Zimmer, mir scheint, ich hab' einen Schwibbs!" und sie warf sich lachend, in ganzer Länge auf das Sopha.

„Um Gotteswillen," jammerte Helene, „wie bringen wir sie nur nach Hause, sie wohnt ja so weit von hier."

„Ich werde eine Droschke besorgen."

Karla lachte auf's neue: „Ne — ne! Sie kleiner Schwerenöther in der Westentasche. Jeben Sie sich man keene Mühe. Ich fahre nicht mit Ihnen. Er hat nämlich ooch 'n Schwibbs! Meiner Seel, Lene — einen Schwib—b—b—s!" Sie schrie das Wort langgedehnt im höchsten Diskant, daß Helene herbeistürzte und ihr beide Hände auf den Mund drückte: „Sei doch still — meine Wirthin!"

„Ich fahre nicht mit ihm," fing Karla von neuem an, „ich schlafe bei Dir, Lene, Du bist meine Braut! haha!"

„Aber Mädel schweig doch endlich!"

„Ja, so — das ist nicht richtig, dem seine Braut! Hast Dir auch was gutes ausgesucht — prost Willem!" Helene reichte ihrem Bräutigam

Hut und Stock und drängte ihn zur Thür: „Geh jetzt, Willy, sie wird sich beruhigen, wenn ich mit ihr allein bin. Es ist am besten, sie bleibt hier. Gute Nacht.“ Er gab ihr einen flüchtigen Kuß und ging. An der Schwelle drehte er sich noch einmal um. Wie sie dalag, sie, die seit ihrem Erscheinen all seine Sinne in Aufruhr brachte. Sie war eingeschlafen. Das eine Bein fiel schlaff über den Divan, das andere hatte sie hochgezogen und zeigte dabei jene Fluth von Falbeln und Spitzen, die er heute schon einmal an ihr bewundert hatte. Das Licht der Lampe warf zuckende Reflexe über ihr helles Kleid, der Mund lächelte und lockte. Eilfertig drückte der junge Mann den Hut in die Stirn und lief, wie von Furien gejagt, in die Nacht hinaus.

Helene stand lange an der Thür und sah ihm nach. Ihr war so seltsam zu Muthe. Sie hätte nicht sagen können, was ihr das Herz schwer machte — ein unbestimmtes Angstgefühl durchzitterte sie. Sie dachte daran, wie sie Wilhelm vor einigen Jahren kennen gelernt hatte. Vom Sehen kannte sie ihn ja schon lange, aber, mein Gott, im Geschäft hat man seine Augen nur für das Interesse der Prinzipale und überdies — Willy war ja so

viel jünger als sie — sie fühlte sich als eine Art Respektsperson den jungen Leuten gegenüber und schenkte ihnen nur geringe Beachtung. Aber da, eines Tages — — wie war es nur gleich? Ja richtig, das Brüderchen. Dieses Kind, das sie mit ganzer Seele liebte, dem sie die Mutter ersetzen mußte! Es ist merkwürdig, was sie dem Knaben nicht alles verdankte! Auch Karla's Freundschaft, die sie anzog und abstieß zur gleichen Zeit. Also das Brüderchen! Es war eines Tages, während die Schwester im Geschäft arbeitete, an der Seite seiner Wärterin von einer großen Dogge umgeworfen und gebissen worden. Wilhelm, der eben des Weges kam, trug den Kleinen nach Hause, holte einen Arzt herbei und erst, nachdem das Bübchen wohl verbunden und getröstet in seinem Bettchen lag, ging er, die Schwester schonend auf das Ereigniß vorzubereiten. Dann kam er täglich, Abends, wenn die Geschäfte ruhten, sich nach dem Befinden seines Schützlings zu erkundigen. Er brachte ihm Obst und Spielereien und nahm dafür ihr Herz mit fort. Ja damals — am Bett des Brüderchens hatte sie ihn kennen gelernt! Ein ernster, strebsamer, junger Mann, der wenig mit Kameraden verkehrte und gewissen Vergnügungen

grundsätzlich aus dem Wege ging. Er erzählte ihr, daß er der Sohn eines Pastors sei, eines Pastors mit großer Familie, und daß er jeden Monat noch von seinem Gehalt nach Hause schicke, für die kleineren Geschwister. Das machte ihr ihn lieb, dieser Zug war ihr verwandt. Zudem schien er ihr damals ein wenig kränklich, er war wohl rasch gewachsen und sah ein bischen schwindsüchtig aus. Das erste was sie für ihn fühlte, war mütterliche Besorgniß. Als dann das Bübchen genesen war, machten sie zusammen kleine Ausflüge, sie Beide und das Kind, und da war es, wo er ihr zuerst von Liebe sprach, auf moosigem Waldgrund, über ihnen rauschende Wipfel, geküßt von der scheidenden Sonne. Wie war das schön! Sie konnte nichts erwidern, sie schmiegte sich nur innig an seine Brust. Jetzt war sie nicht mehr verlassen. In seinem Arm, das Kind zur Seite, fühlte sie sich glücklich.

Später kamen ihr freilich manchmal Bedenken über den Unterschied der Jahre. Sie sprach auch mit ihm darüber, aber er wollte nichts davon hören. Er sagte, so wie sie sei, habe er sie lieb. Sie plauderten von künftigem Hausstand und machten Pläne, denn auch seine Gesundheit kräftigte

sich zusehends, er blühte auf in seiner Liebe. Es lag sogar ein gewisser Reiz darin, daß sie im Geschäfte fremd thun mußten. Heimlich im Dunkel fanden sich ihre Hände doch und das war um so süßer. Dann mit einemmale schien es ihr, als ob er nicht mehr derselbe sei. Er zeigte sich gedrückt, sorgenschwer. Wenn sie ihn darum befragte, sagte er, ihm sei nichts, sie verstehe es eben nicht, ihm die Wolken von der Stirne zu jagen. Wenn sie in ihn drang, machte er Andeutungen von pekuniären Sorgen. Sie dachte, die Familie nähme ihn doch zu sehr in Anspruch und nahm sich vor, mit ihm doppelt Geduld zu haben.

Mit Karla vertrug er sich gar nicht und doch fand er sich immer ein, wenn die Freundinnen beisammen waren. Gott! war das eine ewige Neckerei zwischen den Beiden, scherzhaft — ja, aber unbehaglich, daß man immer fürchten mußte, der Spaß möchte in Ernst umschlagen. Wenn er am Ende — man sagt, was sich liebt, neckt sich — wenn das des Räthsels Lösung wäre? Es ging ihr heute Nachmittag so durch den Kopf, in Treptow, als er von der Schaukel nicht wegzubringen war, und deshalb beschloß sie, der Freundin reinen Wein einzuschenken.

Jetzt wußte diese, wie sie mit Willy stand, und sie würde sich darnach richten. Denn Karla war zu ehrenhaft, trotz mancher Dinge, die sie an ihr zu tadeln hatte, doch im Innern gut und ehrenhaft. Dafür hätte sie die Hand in's Feuer gelegt. Und warum auch? Ihr lagen ja Alle zu Füßen, Alle — warum sollte sie gerade den begehren, der allein ihre Seligkeit ausmachte?

Sie warf mit einem Ruck den Kopf in den Nacken und richtete sich auf. „Phantasien! Hirngespinste!" sagte sie und trat zur schlafenden Freundin. Wie schön sie war! Es war ihr das noch nie so aufgefallen, wie gerade heute. Eine Sirene! eine Zauberin! Karla lächelte im Schlaf, ein Seufzer entrang sich Helenens Lippen. Sie holte ein Kissen, es der Schlummernden unter den Kopf zu schieben, und hüllte sie weich und warm in ihre eigene Decke. Dann ging sie zu Bett mit all ihren Sorgen und Gedanken.

Am anderen Morgen hatte Karla einen bösen Katzenjammer. Sie kam zu spät in's Geschäft und mußte sich von Herrn Schultes eine kleine Rüge gefallen lassen. „Ach was!" dachte sie, „brumm Du nur, so viel Du magst, Dein Sohn ist mir lieber als Du!" Und sie hoffte von früh

bis spät auf den versprochenen Brief, und sah jedem Postboten, jedem Dienstmann sehnsüchtig entgegen, aber es kam nichts. Zwischen hinein wiegte sie sich in ehrgeizigen Träumen. Was wollte sie sich alles kaufen! Was müßte er ihr alles schenken! O, sie wollte schlau sein und möglichst viel aus ihm herauslocken. Aber es kam vorläufig keine Gelegenheit, ihre schönen Träume in Wahrheit umzusetzen, und das ärgerte sie nicht wenig. So verging eine Woche. Als sie Sonnabend aus dem Geschäfte ging, hörte sie auf der Leipziger Straße lebhafte Schritte hinter sich.

„Fräulein Karla! Warten Sie einen Augenblick! Lassen Sie mich mitkommen!" rief eine bekannte Stimme.

Sie wandte sich um: „Ah, Sie sind es, Herr Braun?"

„Ja ich. Ist's Ihnen unangenehm, wenn ich Sie ein Stückchen begleite?"

„Na wissen Sie, Sie könnten was Gescheidteres thun! Ich bin heute bei schlechter Laune."

„Was ist Ihnen denn begegnet?"

„Ein dummer Junge ist mir begegnet. Ein Mensch, der nur schöne Worte hat und selber nicht d'ran glaubt."

„Wenn's weiter nichts ist! Sehen Sie mich an. Mir ist etwas viel Schlimmeres begegnet."

„Na — 'raus mit der Sprache — was denn?"

„Ein schönes Weib, in das ich mich rasend verliebt habe."

„Ihre Braut?" sagte sie zögernd und sah ihn scharf an.

„Nein, nicht meine Braut, das ist ja das Entsetzliche an der Sache. Fragen Sie nicht, Karla, Sie wissen, wen ich meine, Sie haben's lang gemerkt."

Sie war einen Moment stehen geblieben, und fing jetzt an, sich wieder in Bewegung zu setzen. „Hören Sie — das ist ein starkes Stück." Es hatte den Tag über geregnet und war sehr schmutzig in den Straßen. Karla schürzte mit kokettem Griff die Röcke hoch und wollte an Wilhelm vorbei quer über die Straße gehen. Was der Unglückliche da vor sich sah, das feine Füßchen, der elegante Ansatz zu den Waden berauschte ihn nur noch mehr. „Karla!" bat er flehentlichst, indem er gleichfalls seine Schritte beschleunigte. Sie drehte sich abermals um: „Na ja, ich finde es stark, mir eine Liebeserklärung zu machen, nachdem ich sozusagen Zeuge Ihrer Verlobung war."

„Karla! Liebe Karla! Kann ich dafür, wenn mich eine plötzliche Leidenschaft erfaßt? Können Sie dafür, daß Sie so bezaubernd sind?"

„Ne, dafür kann ich woll nischt," sagte sie lachend und machte plötzlich kleine Schritte, um den Mann wieder an ihre Seite zu bekommen. „Nun thun Sie mir den einzigen Gefallen und geberden Sie sich hier nicht als Wimmerholz, sondern wie ein vernünftiger Mensch. Nehmen Sie mir endlich einmal den Regenschirm ab, damit ich mein Kleid tragen kann."

Wilhelm beeilte sich ihrem Wunsche nachzukommen. „Liebe Karla," sagte er erfreut, „süßes Mädchen" und preßte heftig ihren Arm.

„Ne, ne, ne!" wehrte sie, „ne, mein Schnuteken, so haben wir nicht gewettet. Wenn Sie glauben, daß ich nichts Eiligeres zu thun hätte, als meine Freundin Lene zu betrügen, dann haben Sie sich doch in mir geirrt. Ein bischen plaudern, ein bischen Witze machen, ein bischen Süßholz aus 'm Grunewald — 'n Dahler das Klafter, aber weiter nischt. Nur über meine Leiche" — sagte sie plötzlich wieder hochdeutsch im Ton einer Tragödin.

„Karla, Pusselchen, das ist ja eben so nett

von Ihnen, daß Sie diesen wundervollen Humor haben. Ich glaube, das allein ist es, was mich so zu Ihnen zieht. Wenn man den ganzen Tag im Geschäfte steht und tausend Sorgen dabei im Kopfe hat, da wäre es eine wahre Wonne, die Abendstunden mit einem lebensfrohen Geschöpf verbringen zu können, mit einem Mädchen wie Sie. Helene, sehen Sie, Helene ist gut und brav und ehrlich — ich habe sie lieb, weiß Gott, ich habe sie heute noch lieb! Verstehen Sie das, Karla, daß man zu gleicher Zeit ein Mädchen lieben und in das andere verliebt sein kann?“

„Ne — offen gesagt, davon versteh' ich nichts.“

„Ich will es Ihnen erklären: Sehen Sie, als ich Helene kennen lernte, war ich ein blutjunger Mensch und kannte die Liebe nur vom Hörensagen. Wie sie mir nun da entgegentrat am Krankenlager ihres kleinen Bruders, so zärtlich besorgt um ihn, so voll herzlicher Dankbarkeit für mich und dabei so blond, so keusch und hausmütterlich, da meinte ich, noch kein schöneres Weib gesehen zu haben und in mir rief es lebhaft, diese und keine Andere wird meine Frau. Es waren die seelischen Eigenschaften meiner Braut, die mich damals so lebhaft einnahmen. Ich bin seither älter geworden,

und mit den Jahren hat sich bei mir ein lebhafter Drang nach Vergnügungen eingestellt, von welchen andere junge Männer schwärmen. Helene versteht es nicht, mich zu behandeln, sie ist zu ernst, zu sorgenvoll und von einer Unnahbarkeit — mögen Sie es glauben, Karla, sie hat mir, ihrem Verlobten, auch noch nicht die geringste Vertraulichkeit gestattet."

„Zu dumm!" sagte Karla kopfschüttelnd."

„Ich möchte lachen," fuhr der junge Mann wieder fort, „einmal herzlich lachen, ein bischen toll sein, wie andere Leute meines Alters."

„Und ich soll mit Ihnen lachen?"

„Ach ja, Karla, wenn ich Ihnen sagen könnte, wie Sie mein einziges Denken und Fühlen waren von dem Tage an, wo ich Sie zuerst gesehen!"

Karla hob wie beschwörend die Rechte gegen ihn auf: „Nein, nein, sagen Sie mir nichts davon, das verhindert die Lustigkeit. Aber wissen Sie, Willy, das ist eigentlich ein ganz charmanter Plan von Ihnen, daß wir zusammen lachen sollen. Ich langweile mich nämlich auch bis zum Sterben und — wenn Helene nichts davon erfährt —"

„Wie soll sie es erfahren! Sie geht ja nie aus, verkehrt mit Niemand —"

„Und Berlin ist groß. Also topp, lieber Freund, amüsiren wir uns. Wo führen Sie mich heute Abend hin?"

„Wo Sie befehlen. Ich muß gestehen, daß mir fast alle Vergnügungslokale noch fremd sind."

„Ach Gott, Sie armes Thierchen. Da kenne ich am Ende mehr als Sie? Wissen Sie was, führen Sie mich in die Reichshallen — ja? Ein Tingel-Tangel ist das Eldorado meiner Wünsche."

Eine leere Droschke fuhr eben vorüber. Wilhelm rief sie an: „Kutscher, wissen Sie die Reichshallen?"

„Der biedere Rosselenker sah das Pärchen schmunzelnd an: „I wo wer ick denn nich? Steigen Sie man inn, junger Mann, mit Ihrem Madamchen."

Das war ein Abend nach Karla's Geschmack! An Wilhelm's Arm schritt sie stolz erhobenen Hauptes, lächelnd und strahlend durch den festlich erleuchteten Saal, durch das Kreuzfeuer auf sie gerichteter Blicke. Der junge Mann sah ein bischen verlegen drein, er wurde jedoch neben seiner schönen Gefährtin kaum beachtet. Auf reservirten Stühlen, dicht an der Bühne nahmen sie Platz. Wilhelm bestellte Wein und die Speisenkarte,

während Karla ihre Augen neugierig durch den Saal gleiten ließ. Da saßen viele junge Mädchen, ihr ähnlich, modisch gekleidet und frisirt, die sich wohl auch nach des Tages Last und Mühen mit ihren guten Freunden hier vergnügten. Nette, gut gewachsene Mädchen, aber keine so hübsch wie sie. Karla sagte sich das mit Stolz. Sie begegnete denn auch manch bewunderndem Blick, den sie mit Lächeln erwiderte. Wie Alles auf sie einwirkte! Der große, helle Saal, das Plaudern und Lachen, der Duft dieser vielen Cigarren! Die Schöne fühlte sich hier sofort heimisch, ihre Stimmung war die rosigste. Mit einemmale kicherte sie vor sich hin: „Weißt Du, was mir da eben einfällt, Willy?“ Sie duzte ihn ganz unvermittelt, was ihm wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder fuhr, „mir scheint, sie halten mich für Deine Geliebte!“

„Ach, wäre es nur so —“

„'s ist aber doch nicht so — d'rum amüsirt es mich.“

Ein Klingelzeichen, ein allgemeines „Pst! Pst!“ Die Vorstellungen der Varieté-Gesellschaft nahmen ihren Anfang. Heraus trat ein Fräulein Antoinette, eine reifere Blondine in gelber Balltoilette und einem ganz respektablen Embonpoint. Sie

hatte keine üble Stimme und trug ihre sämmtlichen Brillanten zur Schau. Diese Brillanten — oder waren es nur Rheinkiesel — erregten das Entzücken unserer Freundin. Sie hatte darüber unendlich viel zu sagen und mußte sich von den Nebentischen einige erneute „Pst"-Rufe gefallen lassen. Die Artistin sang eine Operetten-Arie und einen italienischen Walzer, dann wurde sie von einem japanesischen Jongleur abgelöst. Nach diesem kamen die Gebrüder Schäfer, eine mit Recht berühmte Akrobatentruppe, und hierauf eine Nummer, die Karla in einen wahren Rausch von Begeisterung versetzte, „the six sunbeams". Die sechs mageren, in noch sehr jugendlichem Alter stehenden Engländerinnen erschienen in Uniformen der Heilsarmee, mit Hüten wie Vogelscheuchen, unter denen die pikanten Gesichter muthwillig hervorblitzten. Sie sangen die erste Strophe ihres Liedes wie einen Choral mit niedergeschlagenen Augen und scheinheiligen Mienen. Aber beim Refrain „ta—ra—ra—bum—die" begann ein Cancan, wild und ausgelassen, der mit einem allgemeinen Radschlagen endigte. Diese, etwas sehr exzentrische Nummer gefiel allgemein, besonders Karla wollte sich darüber zu Tode lachen.

„Einfach süß," sagte sie zu ihrem Begleiter, „das sind fixe Kerlchens, die können mehr wie wir. Wenn mich nur Papa Möller so was hätte lernen lassen."

„Aber Mädchen," rief Wilhelm erschrocken, „das ist doch nicht Dein Ernst!"

„Ja, warum denn nicht?" Heute noch lern' ich Chansonetten singen, wenn mir Einer garantirt, daß ich das Zeug dazu habe."

Jetzt mischte sich ein fremder Herr, der am Tische saß, in das Gespräch: „Ich bin sogar gewiß, daß Fräulein das erforderliche Zeug, wie Sie sagen, in hohem Grade besitzen."

Wilhelm warf ihm einen vernichtenden Blick zu, aber Karla wandte sich sogleich lebhaft nach dem Sprecher um: „Sie glauben, daß ich Talent habe und Stimme und den nöthigen Chik?" Das sprudelte sie alles lebhaft heraus und ließ sich von dem Unbekannten Schmeicheleien sagen und sich erzählen, welch' herrliches Leben jene Chansonetten-Sängerinnen führen, welch' hohe Gagen sie bezögen und dergleichen mehr. An Wilhelm dachte sie eine ganze Weile nicht, bis sein wiederholtes lebhaftes Husten sie an ihn erinnerte. Sie sah ihn an: „Na, was ist denn — verschnupft — wie?"

„Nein, nein, es ist nur der arge Tabakrauch, der reizt mich stets zum Husten. Ich meide deshalb für gewöhnlich öffentliche Lokale.“

Da fiel ihr ein, was ihr Helene von seiner zarten Gesundheit gesagt hatte, und sie spürte eine Regung von Mitleid.

„Armer Kerl, wollen wir gehen?“

„Nicht, so lange Du Dich amüsirst.“

„Die Serpentintänzerin laß mich noch sehen, dann gehen wir aber gleich.“

Bis dahin war freilich noch eine lange Zeit, denn die genannte Dame, Miß Fuller, wurde als star erster Größe bis zuletzt aufgehoben. Vorher kamen noch Leiterkünstlerinnen, Reckturner und ein paar musikalische Clowns.

Endlich als vorletzte Nummer erschien die graziöse Amerikanerin, erst als Schmetterling, dann als Sonne, schließlich als Wasserlilie, beleuchtet von den verschiedensten Lichteffekten. Wie war das schön! Wie hatte Karla sich amüsirt! Wie wenig hatte sie bis jetzt vom Leben gesehen und was mochte ihr dieses noch an Freuden bieten! An ihr sollte es nicht fehlen. Sie wollte ihn mit Verstand schlürfen, den köstlichen Trank, und mit genußfreudigem Herzen. Wie verabredet, erhob sich

das Mädchen nach Schluß dieser Pièce, nickte den übrigen Herren am Tische freundlich zu und entfernte sich am Arme ihres Begleiters. Wilhelm athmete auf. Der starke Tabakrauch hatte ihn in der That belästigt, noch peinlicher hatte er das Anstarren seiner schönen Begleiterin empfunden. Die frische Nachtluft wirkte nun belebend auf ihn, zugleich fühlte er mit Entzücken, wie sich das schöne Mädchen auf der Straße inniger an ihn schmiegte. Sie hatte sich heute so gottvoll unterhalten und sie empfand das Bedürfniß, ihrer Dankbarkeit Ausdruck zu geben.

„Karla," flüsterte er mit heiserer Stimme, „ich bin eifersüchtig!"

„Ein guter Spaß," erwiderte sie lachend, „auf wen denn?"

„Auf die Menschen, die Dich da drinnen mit ihren Blicken verschlangen, auf Jeden, den Du anlächelst."

Sie wand sich vor Lachen. „Lieber Schatz, Du bist wohl ein bischen plem-plem? Eifersüchtig — mit welchem Recht? Gerade so gut könnte ich ja auf Helene eifersüchtig sein."

Er verschloß ihr den Mund. „Hör' auf, hör' auf! Sag nichts, was uns die Stimmung ver-

derben könnte! Laß mich träumen, Du wärst mein, und es stünde Niemand zwischen uns." Sie gingen an einer Straßenlaterne vorüber. Beim Scheine des flackernden Lichtes sah sie ihn an — sein Gesicht war blaß, die Lippen zuckten nervös. Aber hübsch war es, dieses blasse Gesicht, knabenhaft hübsch, und da ihr ganzes Sein noch von dem ungewohnten Konzertvergnügen in Aufruhr war, so schlang sie plötzlich beide Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Er erbebte. „Komm mit mir! Komm!"

Sie machte einen schwachen Versuch, ihn abzuwehren.

„Da geht's nicht nach der Brunnenstraße."

Er gab keine Antwort, aber er zog sie dringender mit sich fort in entgegengesetzter Richtung. Sie lachte fortwährend, leise und girrend, aber sie leistete keinen Widerstand mehr. An einem großen Hause machte sie einen Augenblick Halt: „Wohnt da nicht unser Prinzipal, Herr Schultes?"

„Ganz recht."

„Also auch Schultes junior?"

„Der wohl auch."

Da streckte sie ihr Zünglein gegen das Haus,

wie es unartige Kinder zu machen pflegen, und sagte schnippisch: „Jetzt erst recht!“

Am andern Morgen erschien sie zu spät im Geschäft. Die Prinzipale hatten schon mehrere Male nach ihr gefragt und so gern auch Helene ihre Abwesenheit verheimlicht hätte, es ging nicht. Herr Schultes war ganz aufgebracht, schritt wie ein brüllender Löwe in den Geschäftsräumen umher und brummte etwas von „Exempel statuiren“ und man möge ihm das Fräulein bei seinem Erscheinen sofort in's Komptoir schicken. Endlich, eine Stunde nach festgesetzter Zeit, kam sie. Helene ging ihr entgegen. „Wo bleibst Du denn so lange? Die Prinzipale haben schon nach Dir gefragt.“ Das Mädchen erröthete einen Moment, zog es aber dann vor, eine trotzige Miene aufzusetzen. „Gott, was für ein Gethue! Ich hab' eben 'mal verschlafen! Das kann doch vorkommen, was?“

Als sie sich in Herrn Schultes Privatkabinet begeben wollte, stand Papa Möller an der Thür und tätschelte freundlich ihren Scheitel. „Na, was soll denn das, Kindchen? Nicht salopp werden, verstanden, Kleine?“

Karla hatte sich in der Eile eine passende

Lüge zurecht gelegt und erzählte nun eine Geschichte von Zahnschmerzen, die sie die Nacht nicht schlafen ließen.

„Oh! oh!" sagte der alte Herr bedauernd, „arme Kleine! Gehen Sie nur hinein, Herr Schultes ist ein bischen ärgerlich, aber wenn Sie ihm das gleich sagen von den Zahnschmerzen, dann wird es wohl nicht so schlimm werden."

Sie klopfte an die Thür — ein brummiges „Herein" ertönte. „Na, der will mich wohl auffressen," dachte das Mädchen. Drinnen ging Herr Schultes sehr erregt hin und her und sprach, ohne die Schuldige anzusehen: „Hat man Ihnen nicht gesagt, daß Sie bis längstens acht Uhr im Geschäft zu erscheinen haben?"

„Jawohl, Herr Schultes."

„Sie sind schon öfter zu spät gekommen — man hat immer Nachsicht geübt — nun heute gleich um eine ganze Stunde! Um eine ganze Stunde" wiederholte er schreiend, als wollte er sich künstlich in Zorn bringen.

„Weshalb waren Sie nicht zur richtigen Zeit da?"

Karla bediente sich ein zweites Mal der Geschichte vom Zahnschmerz und schmückte dieselbe

noch durch einen wehmütigen Vortrag aus. Doch Herr Schultes war offenbar nicht so leicht zu rühren, wie sein älterer Kompagnon. „Wenn man krank ist,“ sagte er, „hat man ein ärztliches Zeugniß zu senden, wissen Sie das nicht? Ueberhaupt bleibt man in diesem Falle besser weg, kranke Leute sind nicht zu gebrauchen.“

„Herrjott ist der Mann ete petete,“ dachte Karla höchst unehrerbietig bei sich — da blieb der Prinzipal plötzlich dicht vor ihr stehen: „Haben Sie hohle Zähne?“

Jetzt konnte das Mädel nicht mehr an sich halten. Es platzte in Lachen aus und zeigte dabei zwei Reihen tadellos blinkender Zähnchen. „Na, viel scheint Ihnen ja nicht gefehlt zu haben,“ lachte nun auch Schultes. „Aber sehr hübsch haben Sie Ihre Komödie gespielt, sehr eindrucksvoll. Hat Ihnen noch Niemand gesagt, daß Sie Talent zur Bühne verrathen?“

Karla war überrascht, sie konnte sich gar nicht denken, wo das hinaus wolle, und stotterte etwas von großer Lust haben, aber pekuniär nicht in der Lage sein und dergleichen. Während sie sprach, fühlte sie den Blick des Prinzipals heimlich lauernd auf sich ruhen. Mit einemmale nahm er sie

bei der Hand und führte sie von der Thür weg zu einem kleinen Sopha, wo er sie niedersetzen hieß. Er selbst nahm ein Tabouret und zog es dicht vor sie hin. Dann zwang er seine Stimme zum Flüsterton. „Ich will Ihnen jetzt etwas sagen. Ich hoffe, ich habe ein vernünftiges Mädchen vor mir, das schweigen kann, wenn eine Sache für sie von Interesse ist. Habe ich recht?"

Karla nickte erwartungsvoll.

„Nun gut, was ich Ihnen zu sagen habe, bleibt also unter uns. Ich glaube nicht, das Ihnen Ihre Beschäftigung hier bei uns auf die Dauer genügen wird. Ein so auffallend hübsches Mädchen, wie Sie, verlangt auch eine kostbare Umrahmung, Toiletten, Amüsement und dergleichen."

Wie dieser Mann sie kannte! Auf ihrem Gesicht wechselten Blässe und Röthe.

„Sie werden sich deshalb über kurz oder lang einen Freund suchen," fuhr er fort, „wenn Sie klug sind, einen soliden „älteren" Freund, der auch im stande ist, Ihre Ansprüche in dieser Hinsicht zu befriedigen. Ich kenne solch einen soliden älteren Freund," sagte er mit besonderer

Betonung, „der sich glücklich schätzen würde, die Umrahmung für Ihr reizendes Bild zu liefern, wenn — wenn Sie es ihm gestatten und wenn Sie sich entschließen könnten, Ihre Stellung im Geschäfte aufzugeben. Denn hier im Hause ginge das niemals."

Sie hatte ihn zu Ende sprechen lassen, jetzt sprang sie vom Sopha auf, und einer plötzlichen Eingebung folgend, wie es ihre Art war, zischte sie förmlich heraus: „Dieser Freund sind Sie?" Er zuckte wie unter einem Peitschenhieb, dann faßte er sie an beiden Schultern und zog sie langsam zu sich herunter: „Ich sagte Ihnen ja, daß es ein älterer Freund sei. Wenn ich es wäre, würden Sie mich zurückweisen?"

Das hatte sie doch mächtig erregt. Sie stand wie in Gluth getaucht und konnte nicht sprechen. Nur ein kurzes „Nein" warf sie ihm in's Gesicht, doch das genügte. Er verzog keine Miene. „Wo kann ich Sie nach Schluß des Geschäftes sprechen?"

„In der Wohnung meiner Mutter, Brunnenstraße 17."

„Sie wohnen weit," sagte er, „Sie werden sich in den nächsten Tagen nach einer andern hübschen

kleinen Wohnung in komfortablem Hause umsehen müssen."

Sie lächelte ihn an und reichte ihm die Hand, die er küßte, als wäre es die Hand einer Dame. Dann entließ er sie. Wie Karla aus dem Komptoir kam und wie sie die Treppe hinauf zu ihrem Departement schritt, sie wußte es selber nicht. Sie wandelte wie im Traum und lächelte unaufhörlich vor sich hin. Also endlich! Endlich hatte sie erreicht, worauf sie wartete. Eine kleine Wohnung, eigene Möbel, Toiletten, Brillanten, vielleicht sogar Wagen und Pferde — man konnte nicht wissen, was die Zukunft barg, dazu einen guten Freund, der dies alles bezahlte! Na — wenn Karla recht überlegte, so hätte sie auf den guten Freund noch am ehesten verzichtet, oder sie hätte ihn lieber unter den Jüngeren ausgewählt, etwa Herren Schultes junior, den schneidigen Reservelieutenant, oder Willy, den hübschen Kassierer, der so knabenhaft zärtlich, so anschmiegend war — sie seufzte tief auf, als sie an ihn dachte. Ja, das mußte nun auch ein Ende haben, am besten gleich. Der Junge war zu sehr in sie verliebt, er könnte gefährlich werden. Aber wie ihm das beibringen. Es

würde nicht leicht werden. Während sie noch darüber grübelte, stand er vor ihr. „Hast Du von den Prinzipalen Unannehmlichkeiten gehabt?“

„Ach nein.“

„Wie reizend Du heute aussiehst! Seh’ ich Dich Abends?“

„Nein, heute nicht, ich habe Kopfschmerz und gehe nach Hause.“

„Doch nichts Ernstliches?“

„Nein, nein, geh’ nur, sie blicken schon nach uns.“

„Süße! Ich bete Dich an!“ Damit entfernte er sich eilig und sie ging mit verdrießlicher Miene an ihre Arbeit. Sie fühlte, hier hatte sie eine Thorheit begangen. Wie konnte sie es ihm nur beibringen, wie?

Einige Tage später erschien Karla im Geschäft mit Brillantenboutons in den Ohren. Das gab ein Geflüster unter den Mädchen! Sie that, als bemerke sie es nicht, aber vor jeder Spiegelscheibe machte sie Halt und lächelte sich selbstzufrieden an. Als Wilhelm sie so geschmückt sah, wurde er blaß. Das Mädchen fuhr mit beiden Händen nach den rosigen Ohren, als wolle sie im ersten Schrecken die Steine verbergen, dann lachte sie

plötzlich hell auf: „Simili aus dem Drei Mark-Bazar," warf sie schnippisch hin und sprang davon.

Helene sagte nichts. Die Freundin gefiel ihr schon lange nicht mehr und der Geliebte war ihr ganz unverständlich. Er hatte ein müdes, eigenthümliches Benehmen. Wenn sie ihn seufzend betrachtete, so klagte er: „Du kannst Einem das Leben auch recht schwer machen! Bei Dir fühlt man die Sorgenlast doppelt." Und wenn ihr darüber die Augen feucht wurden: „Ich bitte Dich, nur keine Thränen, Du machst mich nervös!"

Sie war manchmal nahe daran, ungeduldig zu werden, aber wenn sie sein blasses, leidendes Gesicht betrachtete, dachte sie: „Er muß krank sein" und gab sich alle Mühe, ihn wieder heiter zu stimmen. Einmal wurde sie unfreiwillig zur Lauscherin eines Gespräches, das zwei Kollegen heimlich miteinander führten. Sie stand hinter großen Teppichballen und konnte von den jungen Leuten nicht gesehen werden. „Diese Behringer ist doch eine Kanaille," sagte der Eine, „hast Du schon bemerkt, wie sie die Prinzipale um den Finger wickelt? Na, der Olle ist ein Greis, der war von Anfang an kindisch ihr gegenüber, aber der Andere traut sich jetzt auch nicht mehr auf-

zumucken, wenn sie zu spät kommt. Es passirt ja fast alle Tage, aber die Herren bemerken es nicht mehr. Die muß sie schön angeblitzt haben mit ihren verfluchten Augen."

Der Zweite entgegnete lachend: „Ja die Karla ist ein ganz durchtriebenes Frauenzimmer. Den Braun hat sie auch schon verrückt gemacht. Der arme Kerl wird zusehends mager vor Liebe."

Helene glaubte umsinken zu müssen. Dieselbe Stimme fuhr fort zu sprechen: „Alle Augenblicke sehe ich die Beiden in einem anderen Vergnügungslokal, bei Bier, bei Wein, auch beim Sekt — der gute Wilhelm muß ordentlich berappen."

„Wie er's nur machen kann," sagte der Erstere wieder, „gar so groß wird sein Salair nicht sein."

„Gewiß nicht, dabei soll er noch seine Familie unterstützen."

„Das auch noch! Uebrigens dachte ich früher, er hätte Beziehungen zu unserer Direktrice."

„Früher, das kann wohl sein. Aber wenn ich die Wahl habe zwischen Helene und Karla — na, dann nehm' ich mir eben auch die Jüngere und Schönere."

„Das ist Geschmacksache. Mir läge vor allem

daran, ein Weib für mich allein zu haben, na und die Behringer —"

„Allein? Was ich mir dafür koofe! —"

Damit verloren sich die Stimmen in der Ferne und ließen Helene in namenloser Bestürzung zurück. Also betrog er sie mit Jener, der sie nur Gutes erwiesen. Die beiden Menschen, denen sie ihr ganzes Herz entgegenbrachte, lachten heimlich über sie, alle Welt wußte es, nur sie allein tappte blind dahin. Sie wollte sie zur Rede stellen, sofort, und während sie sich aufmachte, die Schuldige zu suchen, kam diese gerade auf sie zu. „Da bist Du ja, Helene, ich suche Dich schon die ganze Zeit." Sie hing sich zutraulich an ihren Arm. „Ich habe Dir nämlich etwas mitzutheilen."

„So? Ich wollte Dich eben zur Rede stellen."

Karla, das Köpfchen zur Erde geneigt, sah aus ihren großen braunen Rehaugen klar und unschuldig auf die zürnende Freundin: „Hast Du es auch schon vernommen? Ich hoffe, Du bist mir deshalb nicht böse. Jeder sucht eben vorwärts zu kommen und sein Glück zu machen."

Helene schlug die Hände vor's Gesicht, Karla schmiegte sich an sie: „Na höre, Lene, das hätte

ich mir auch nicht vorgestellt, daß es Dich so furchtbar angreift, wenn ich gehe."

„Du gehst?" Es klang wie ein Erlösungsschrei.

„Ja, aus dem Geschäft, ich dachte, Du wüßtest es schon. Eben habe ich meine Entlassung genommen. Herr Schultes war ganz einverstanden, nur Herr Möller hat etwas von Undankbarkeit gefaselt und meinte, ich könne mir an seiner Katze ein Beispiel nehmen. Du lieber Gott, ich kenne die Geschichte seiner Miez — der alte Herr muß schon ganz „dusselig" sein, um mich damit zu vergleichen. Am Ersaufen war ich ja nicht, als er die Ehre hatte mich kennen zu lernen."

Helene fiel ihr in die Rede: „Du gehst also — weshalb?"

„Weil ich mein Glück auf der Bühne versuchen will. Ich habe nämlich einen alten, reichen Herrn kennen gelernt, der meine Stimme ausbilden läßt. Er hat mir auch eine hübsche Wohnung gemiethet und will ganz für mich sorgen. Na, es wäre doch eine Dummheit, so was auszuschlagen, nicht? Mutter sagt es auch."

„Also Deine Ohrringe, die Brosche hier, die Uhr in Deinem Gürtel, das sind alles Geschenke von Deinem Alten?"

„Natürlich, was dachtest Du denn?“

Helene lachte laut auf. Natürlich, was dachte sie denn? Solch’ kostbare Dinge konnte ihr doch Willy nicht kaufen, dazu reichten seine Mittel nicht. Und wenn die Geschichte mit dem reichen Herrn auf Wahrheit beruhte, dann war auch das andere illusorisch, das mit Wilhelm, das, was diese kurzsichtigen Menschen oben im Teppichmagazin gefaselt hatten.

So schlecht ist doch nicht leicht ein Weib, zwei Liebhaber auf einmal zu haben, und nun gar Karla, der sie stets Freundschaft bewiesen und die nun vor ihr stand und sie aus ihren schönen, großen Augen so treuherzig anblickte. Unter anderen Umständen hätte sie ihr dieses Verhältnisses wegen, das doch sicher nicht korrekt war, tüchtig den Text gelesen, aber jetzt empfand sie nur das Gefühl ungeheurer Erleichterung. Das gefährliche Mädchen liebte einen Anderen, ihr Willy war frei, und alles, was die Menschen darüber schwatzten, war Böswilligkeit oder Einbildung.

Als Karla diesen Abend aus dem Geschäfte ging, wartete ein Dienstmann auf sie, der ihr einen Blumenstrauß und einen Brief zu übergeben

hatte. Beim Scheine einer Straßenlaterne öffnete sie das Couvert und las:

„Süße Kleine!

Sie werden mich für einen Wortbrüchigen halten und doch gehorchte ich nur der Noth und nicht dem eigenen Triebe, als ich am Morgen nach unserer Begegnung im Auftrage meines Vaters ganz unerwartet nach Brüssel fuhr. Ich hätte Sie davon schriftlich verständigen können, unterließ es aber, da ich nicht glaubte, daß meine Abwesenheit so lange dauern würde. Nun bin ich zurück und erwarte sehnsüchtig ein Zeichen Ihrer Huld. Seien Sie eben so lieb, als Sie schön sind, und sagen Sie dem Ueberbringer dieser Zeilen, wo Sie begrüßen darf

Ihr Sie verehrender

Leo Schultes junior."

In der ersten Regung zerriß Karla das Billet und sagte dem Dienstmann: „Es ist keine Antwort! Diese Blumen —" sie wollte dem Boten den sorgfältig in Seidenpapier gehüllten Strauß zurückgeben, da besann sie sich eines Bessern. Nur nicht leichtsinnig sein, man muß in dieser schnöden Welt nehmen, was man nur kriegen

kann. Und wer weiß, ob nicht am Ende gar ein Ringlein in dem Strauße steckt. Nein, beleidigen will ich den jungen Mann doch nicht, dazu habe ich keine Veranlassung. „Diese Blumen,“ sagte sie endlich zu dem aufhorchenden Manne, „behalte ich. Adieu!“

Der Bote entfernte sich und Karla ging leise pfeifend ihrer Wege. Das war so ihre Art. Wenn sie eine Gemüthsbewegung hatte, pfiff sie wie ein Straßenjunge. Vater und Sohn! Das kam ihr doch ein bischen unerwartet, und zu allem Ueberfluß stand nun dort an der Ecke Wilhelm Braun, der sie zu erwarten schien und dem sie nicht mehr ausweichen konnte. Jetzt kam er schon mit eiligen Schritten auf sie zu.

„Ich muß mit Dir sprechen, Karla.“

„Na ja, da bin ich nun, also los!“

„Im Geschäft ging heute das Gerücht, Du habest Deine Entlassung genommen.“

„Sehr richtig, das hab' ich.“

„Du Karla? Ohne mich zu fragen?“

Sie lachte ärgerlich. „Na, weißt Du, das find' ich nun stark. Wenn man sich solche Rechte über ein Mädchen anmaßt, dann muß man doch

erst im stande sein, für seinen Unterhalt sorgen zu können."

„Aber — ich will ja alles thun, was ich nur kann."

„Ach, geh doch, mit Deinen paar Pfennigen, das ist ja lächerlich. Und was soll ich denn in Eurem Geschäft? Zeit meines Lebens die Probirmamsell spielen? Oder, wenn's hoch kommt, in meinen alten Tagen Direktrice werden, wie Deine versauerte Helene? Nein, mein Gutester. Die Schönheit ist auch eine Gottesgabe, die man benützen muß. Jetzt bin ich jung, jetzt kann ich noch etwas erreichen!"

„Ich wäre neugierig, zu wissen, was Du erreichen willst."

„Was? Kleiner Dummkopf!" — sie tippte mit dem Zeigefinger auf seine Stirn — „Hast Du das noch nie gemerkt? Ich gehe zur Bühne! Ich werde Chansonette!"

„Du? Aber mein Schatz, wo nimmst Du denn die Stimme her?"

„Hab' ich. Sie darf nur hervorgeholt werden."

„Das ist unmöglich. Du krähst ja wie ein Rabe."

„Hör mal Du, das verbitt' ich mir. Ich

war bei einem Operettensänger vom Friedrich-Wilhelmstädtischen und der war ganz begeistert von meiner Figur und meinem Gesicht und sagte: „Mit solchen Augen, mein Fräulein, muß man zur Bühne gehen.“

Wilhelm lachte nervös. „Mit solchen Augen! Mit den Augen singt man doch nicht!“

„O, er sagte, auch meine Stimme wäre ganz nett und würde sich schon noch besser machen, und für eine Varieté-Bühne wäre sie auf alle Fälle gut genug. Die Schönheit sei da die Hauptsache!“

„Die Hauptsache!“ höhnte der Andere.

Karla blieb stehen. „Hör mal, wenn Du fortfahren willst, Dich so pöbelhaft zu betragen, dann thu' es gefälligst allein. Hier ist meine Wohnung, adieu!“

„Hier?“ Er sah ganz verwundert an dem eleganten Hause hinauf, „Du wohnst nicht mehr bei Deiner Mutter?“

„Nein, ich bin ausgezogen. Ich kann von meinem Gesanglehrer nicht verlangen, daß er jeden Tag den weiten Weg laufe. Meine Wohnung ist sehr nett — willst Du sie Dir ansehen?“

Er folgte ihr kopfschüttelnd in den zweiten

Stock. An einer vornehm aussehenden Thür mit geätzten Glasscheiben, die von innen hell erleuchtet waren, hing ein Porzellanschild mit der Aufschrift: „Karla Behringer.“ Auf ihr Klingeln öffnete ein nett gekleidetes Dienstmädchen, das den Ankommenden Mäntel und Hüte abnahm. Während dieser Zeit frug Karla: „War Niemand hier?“

„Ne, Freilein.“

„Hast Du für Abendbrot gesorgt?“

„Jawoll. Kaltes Geflügel und Westphäler wie Freilein befohlen haben.“

„Schön, Gusti. Koch' uns dazu einen recht starken Thee mit Cognac, hörst Du? Herr Braun wird hier bleiben. Sie trinken doch eine Tasse Thee mit mir, Herr Braun?“

Er bejahte wortlos, alles was er sah und hörte, schnürte ihm die Brust zusammen.

Für Karla gab es jetzt nur ein Gefühl: den Stolz, die Hausfrau zu spielen, ihm ihre hübsche Wohnung zeigen zu können. Was der arme Verliebte dabei empfinden mußte, daran dachte sie nicht. Ganz vergnügt nahm sie seinen Arm und führte ihn zunächst in einen Salon mit rothen Plüschmöbeln. Behaglich erleuchtet und erwärmt, machte dieser einen sehr netten Eindruck.

In einer Ecke stand sogar ein Pianino — schade nur, daß die Eigenthümerin nicht spielen konnte — sie zeigte es Willy mit besonderem Stolz. Auch ein Bücherschrank mit schön gebundenen Klassikerausgaben — Herr Schultes senior war entschieden ein Spaßvogel — fand sich vor.

Von diesem Gemache aus sah man in das Schlafzimmer. Ein mächtiges Himmelbett mit Spitzenvorhängen, ein persischer Divan, ein Toilettentisch mit zahllosen Büchschen und Flacons — Willy umfaßte das alles mit einem Blick, denn er hatte nicht den Muth, über die Schwelle zu treten — zudem öffnete Karla jetzt eine Thür auf der entgegengesetzten Seite des Salons. Diese führte in das Speisezimmer, ein gemüthliches, dunkles Gemach mit Ledertapeten und grünem Kachelofen. Hier war auch unter der Hängelampe der Tisch zum Abendbrot gedeckt.

„Nun habe ich noch eine kleine Badestube, und eine nette Küche für das Mädchen,“ sagte die Hausfrau mit Stolz, während sie ihren Gast zum Sitzen einlud. „Jetzt sprich doch ein Wort, ist das alles nicht sehr niedlich?“

„Sehr niedlich, aber wer bezahlt denn die ganze Herrlichkeit?“

Sie lachte: „Wie klug doch die Männer sind! Hast Du nicht gehört, welch große Gagen die Varieté-Künstlerinnen beziehen? Nun, kann ich das nicht alles auf Abschlagzahlung bekommen, à conto meiner zukünftigen Einnahme?"

„Nein, nein," sagte Wilhelm, heiser vor Aufregung. „Ich kann mir nicht vorstellen, daß man Dir im Vorhinein solchen Kredit gewährt."

„Und es ist doch so," erwiederte sie bestimmt, „oder doch ganz ähnlich. Ein Kunstmäcen, ein steinalter Herr, er könnte mein Großvater sein, hat mir das Geld vorgestreckt."

„Sein Name?"

„Ja — den sag ich Dir nicht."

„Sein Name?" Wilhelm war aufgesprungen und schrie diese Worte in höchster Aufregung.

Jetzt stand Karla gleichfalls auf. „Ich muß Dich bitten, mich nicht so anzuschreien, ich lasse mich nicht vor meinem Dienstmädchen blamiren. Finde Dich doch endlich mit den Thatsachen ab oder — verlaß mich! Ja, es ist so: ich habe einen reichen, alten Verehrer, der mir all diese schönen Dinge gekauft hat, und der mir tausendmal lieber ist als Du, denn er ist immer sehr zuvorkommend und artig und quält mich nicht

mit Eifersucht. So — jetzt weißt Du's und jetzt entschließe Dich. Willst Du mir gut Freund bleiben, so kannst Du mich ab und zu besuchen, im anderen Falle machen wir der Geschichte gleich ein Ende. Was hab' ich denn von Dir? Du hast ja nicht einmal den Muth, Dich von Deiner Braut loszumachen."

Wilhelm stöhnte: „Nein, ich kann ihr das nicht anthun, denn sie liebt mich wahrhaft, und sie ist tausendmal besser als wir Beide."

„Ja, ja," sagte Karla gedehnt, „das bezweifle ich keinen Augenblick. Aber eben deshalb! Denk doch einmal ruhig nach! Was bietest Du mir denn? Nischt — ein zärtlich Herz! Is ja eine sehr nette Sache für sich, aber es muß doch alles einen soliden Hintergrund haben. Und wenn ich meine schönen Jahre in Heimlichkeit mit Dir verbracht habe, dann heirathest Du am Schluß Deine alte Lene und ich hab' das Nachsehen. Nein, mein lieber Junge, unter solchen Aussichten muß ich schon selber für meine Zukunft sorgen. Was giebt's?" herrschte sie das Dienstmädchen an, das plötzlich in's Zimmer trat.

„Ick bringe man den Thee, Freilein."

„Es hat lange genug gedauert!" Damit machte

sie sich an der Lampe zu schaffen, die sie herunterschraubte, um Willy den Augen des Mädchens zu entziehen. Der saß da, wie ein Bild des Jammers, blaß, mit thränenden Augen und suchte vergeblich, sich zu einem Entschluß aufzuraffen.

Kaum hatte Guste das Zimmer verlassen, schlug Karla einen anderen Ton an: „Ist ja doch zu dumm, alter Junge, uns länger zu grämen! Können wir Beide dafür, daß wir kein Geld haben? Haben wir diese Verhältnisse geschaffen? Komm her, Männchen, laß uns fröhlich sein! Ich habe Dich ja lieb, Dich allein! Der Andere ist ja nur ein nothwendiges Uebel. Du wirst doch auf einen alten Mann nicht eifersüchtig sein! Mit dem kannst Du's noch aufnehmen!" Und sie lachte und küßte ihn, und füllte den duftenden Trank in die Tassen und es währte nicht lange, so lächelte auch er im Banne des Rausches, den ihre Schönheit über Alle verhängte, die sich ihr nahten.

Ja, es war nichts als ein Rausch und jedem Rausche folgt der Katzenjammer. Er blieb auch Willy nicht erspart. Es gab für ihn Stunden, in welchen er einen wahren Ekel empfand vor dem Mädchen, das seine Sinne geknechtet hielt,

in welchen es ihm ein Leichtes dünkte, sich von ihr losmachen zu können. Kam dann der Abend, so rannte er doch wieder durch die Straßen, in der Hoffnung sie zu erspähen, nur ein paar Worte mit ihr plaudern zu können. Und welche Demüthigungen mußte er sich in der Folge gefallen lassen! Wie oft wurde er vom Dienstmädchen abgewiesen, wie oft begegneten ihm auf der Treppe Herren, die Einlaß fanden, während man für ihn nicht zu Hause war. Herr Schultes junior und andere bekannte Lebemänner, auch Artisten der verschiedenen Varieté-Bühnen gingen bei ihr ein und aus. Nur jenen älteren Herrn, den Kunstmäcen, von dem ihm Karla gesprochen, hatte er nie zu Gesicht bekommen. Entweder war es wirklich nur ein väterlicher Freund, warum sollte es derlei seltsame Heilige nicht geben? Oder er hatte dringende Ursachen, seine Beziehungen zu dem schönen Mädchen geheim zu halten, und kam in Folge dessen nur zu besonderen Stunden und mit besonderer Vorsicht. Der Gedanke, daß es nur der leidige Mammon sei, der das Weib abhielt, ihm allein zu gehören, machte ihn rasend. Er versuchte nun eine Weile, es seinen Rivalen gleichzuthun und kam nie mit leeren Händen.

Wenn auch seine Geschenke nicht kostbar waren, so überstiegen sie doch seine Verhältnisse, und zwangen ihn, Schulden zu machen.

Von alledem wußte Helene nichts. Gleich nach Karla's Weggang aus dem Geschäfte, hatte sie sich der Hoffnung hingegeben, den Geliebten wieder ganz und ungeteilt zu besitzen, späterhin machte sie sein ungleiches Wesen neuerdings ängstlich. An einem Tage weich, gut, voll Rührung über ihre Besorgnis, gefiel er sich am anderen in kleinen Grausamkeiten, die sie empfindlich verletzen mußten.

Es war kurz vor Weihnachten, da hatte sie ihn gebeten, nach Geschäftsschluß mit ihr auf den Weihnachtsmarkt zu gehen, wo sie kleine Einkäufe machen wollte. Er sagte: „Morgen, mein Kind. Ich habe mich für heute mit einem Freunde verabredet.“

Nun wußte sie aus früheren Jahren, daß er sehr wenig Verkehr mit Kameraden pflog, deshalb machte sie sein Ablehnen stutzig. „Es läge mir viel daran, gerade heute zu gehen,“ erwiderte sie, „könntest Du Deinem Freunde nicht absagen?“

Ihr Eigensinn ärgerte ihn, doch bezwang er

sich und meinte anscheinend gleichgültig: „Vielleicht. Ich treffe ihn im Café. Hat er noch andere Gesellschaft, so hole ich Dich ab. Ist er aber allein, oder hat er gar meinethalben andere Einladungen ausgeschlagen, so kann ich ihn natürlich nicht sitzen lassen.“ Damit gab sie sich zufrieden, aber sie hoffte doch heimlich, er müsse kommen, und sie wagte es gar nicht, zu Hause ihren Mantel abzulegen, um gleich parat zu sein, wenn er läute. Bei jedem Klingelzeichen lief sie an die Hausthür — er kam nicht und nachdem sie so eine volle Stunde in der kalten Wohnung hin- und hergegangen war, erfaßte sie eine namenlose Angst. Eine Stimme in ihrem Innern schrie: „Er betrügt Dich“ und damit waren die alten Spukgestalten wieder heraufbeschworen. Es litt sie nicht im Hause. Sie wollte Gewißheit haben. In voller Aufregung stürzte sie auf die Straße. Der Schnee trieb ihr eisige Flocken in's Gesicht, sie achtete nicht darauf. Unwillkürlich lenkte sie ihre Schritte zu dem Hause, in dem er wohnte. Sie verlachte sich selbst, er würde nicht da sein, aber es war ja gleichgiltig wohin sie ging, wo sollte sie ihn suchen in diesem großen Berlin?

Seltsam! Die Fenster seines Zimmers waren erleuchtet! Helene hatte nie einen Fuß über seine Schwelle gesetzt, aber sie kannte die beiden Fenster im dritten Stock, er hatte sie ihr einmal im Vorübergehen gezeigt. „Siehst Du, da oben wohne ich! Zähle von links drei Fenster, die beiden, die nachher kommen, das sind die meinen."

Und diese Fenster waren erleuchtet, er mußte also zu Hause sein. Oder sollte die Wirthin? Helene wollte sich überzeugen, sie litt zu sehr. Auf ihr Klingelzeichen öffnete eine alte Frau, die ihre Frage nach Wilhelm mit einem raschen „nicht zu hause" beantwortete, worauf sie ihr die Thür dicht vor der Nase schließen wollte. Das ging Helene doch über den Spaß, ihr weiblicher Stolz ward rege. Wofür sah die alte Frau sie an? Mit festem Griff drückte sie die Thür zurück: „Ich bin seine Braut und habe Wichtiges mit ihm zu sprechen. In seinem Zimmer ist Licht, er muß also zu Hause sein."

Die Hauswirthin gab den Eingang frei. „Seine Braut?" sagte sie, „na ja — die Andere ist auch seine Braut. Sie können ja sehen, wie Sie mit einander fertig werden."

Jetzt wußte Helene genug. Mit einem Ruck

riß sie die Zimmerthür auf und stand nun ihrem todtblassen Liebsten gegenüber. Er hatte ihre Stimme schon gehört und zitterte vor einer Erklärung. Das schöne Mädchen, das in nachlässiger Haltung auf dem primitiven Sopha ruhte, rührte sich nicht. Die Arme unter den Kopf geschlagen, die dampfende Cigarrette zwischen den Lippen, lag sie da, als ginge sie die ganze Geschichte nichts an, nur die Augen sprachen von innerer Erregung.

„Also doch!“ stieß Helene heraus, dann sank sie auf einen Stuhl und schluchzte herzbrechend. Wilhelm wollte sie beruhigen, sie stieß ihn zurück.

„Schändlich, ein so schmählicher Verrath — zwei Menschen, die mir die liebsten auf der Welt waren!“ Sie wollte mehr sagen, aber sie fand die Worte nicht. In ihrem Herzen schrie es auf, wie eine donnernde Anklage gegen die Räuber ihres Glücks, und merkwürdig, nun fand sie keine Worte, völlig gebrochen lag sie da.

Jetzt erhob sich Karla, warf die Cigarrette in eine Aschenschale, und griff nach ihrem Hut, der nebenan auf dem Tischchen lag: „O bitte,“ sagte sie im sorgfältigsten Hochdeutsch, „wenn sich die Herrschaften aussprechen wollen, ich kann mich

ja zurückziehen. Ich dränge mich überhaupt nicht auf, das habe ich, Gott sei Dank, nicht nöthig."

„Nein," erwiderte Helene mit beißendem Spott, „ich weiß, Du hast die Auswahl. Ich aber hatte nur den Einen! „Und mit plötzlich ausbrechendem Gefühl schrie sie auf: „Was thu' ich denn noch hier? Warum bin ich denn nicht schon fort?"

Und eh' sich's die Anderen versahen, war sie draußen, sprang die Treppen hinunter und hinein in den Aufruhr der Elemente. Ein eisiger Wind umfing sie und peitschte ihr die Schneeflocken in's Gesicht, sie achtete nicht darauf. Sie lief und lief, bis sie das schützende Dach erreicht hatte, unter dem sie wohnte. Dort erst, vor den Bildern ihrer Eltern, des todten Brüderchens sank sie weinend in die Knie. Droben aber, in Wilhelm's behaglich erwärmtem Gemache, stand eben Karla vor dem Spiegel und zog langsam ihr Pelzjäckchen an, setzte den Hut auf, band den Schleier vor, streifte ihre Handschuhe über, einen nach dem andern, dann erst, fertig angezogen, schlank und reizend, die Hände im winzigen Zobelmüffchen, trat sie vor Wilhelm und sagte schneidend:

„Ich habe in den nächsten Tagen viel zu thun, es ist nicht nöthig, bei mir nachzufragen.“ Damit wollte sie zur Thür hinaus.

Er hielt sie zurück: „Helene ist für immer von mir gegangen. Verlaß Du mich nicht auch!“

Da sagte sie böse: „Du bist mir auch ein schöner Held! Läßt Deine Liebste beleidigen, ohne nur „mau“ zu sagen. Ich habe die Auswahl, meinte sie, von Liebhabern natürlich, von was denn sonst? Daß sie keine Auswahl hat, ist doch wohl natürlich — so eine alte Schachtel!“ Damit rauschte sie erzürnt zur Thür hinaus. —

Der Winter nahm seinen Verlauf mit Eis und Schnee, mit Schlittenfahrten und Maskenbällen für die Eine, mit sorgenvollen Tagen und einsamen Abenden für die andere der ehemaligen Freundinnen. Wilhelm hatte wohl hin und wieder bei Helene einen schwachen Annäherungsversuch gemacht, aber vergebens. „Du hast Dich selbst von mir geschieden,“ sagte sie, „nicht mit dem Fehltritt eines Augenblicks, dem die Reue auf dem Fuße folgte, nein, wohlüberlegt durch fortgesetzten Verrath. Deine Leidenschaft zu befriedigen, hast Du mein Glück und unsere Zukunft geopfert. Das trennt Dich von mir. Denn

nimmer, nicht in meiner Todesstunde könnte ich vergessen, was Du mir angethan."

Sie sah ihn jeden Tag im Geschäft, das war wohl hart für Helene, aber sie zeigte es nicht. Sie vermied es auch durchaus nicht, Geschäftliches mit ihm zu besprechen und immer klangen ihre Worte kalt und ruhig.

Karla lebte vergnügt in den Tag hinein. Sie nahm wöchentlich ein paar Gesangsstunden und hatte vorläufig nur die eine Lebensaufgabe, alles, was die Mode Reizendes brachte, an ihrem schönen Körper zur Schau zu tragen. Und sie hatte dabei ein auffallendes Geschick, nur die Farben und Formen zu wählen, die ihre pikante Eigenart in das vortheilhafteste Licht setzten. Niemand hätte in ihr mehr das Blumenmädchen vom Café Bauer vermuthet. Ihre Toiletten kosteten viel Geld, der väterliche Freund fing an, kleine Sermons zu halten, ehe er sich bequemte die horrenden Rechnungen zu bezahlen, welche ihm seine reizende Freundin präsentirte. Das war dieser höchst fatal, denn sie, die ehemals kaum ein dürftiges Röckchen ihr eigen nannte, entschädigte sich nunmehr für diese Ungunst des Schicksals, indem sie alles kaufte, was ihr gefiel.

Sie hatte nur einen Ehrgeiz, schön, bewundert zu sein. Wie gierig lauschte sie auf das Geflüster, wenn sie sich in einem Lokale zeigte! Wie freundlich lächelte sie Jeden an, der ein paar alberne Schmeicheleien an sie verschwendete. Um diesen Preis hätte sie ihre Seligkeit verkauft. Der Karneval war schon im höchsten Gange und Karla schien ihrem Freunde Willy noch immer zu grollen, wenigstens war sie seit jenem, durch Helenens Erscheinen gestörten Opferfeste, nie mehr für ihn zu sprechen gewesen, auch hatte sie seine Briefe unbeantwortet gelassen.

Da, eines Abends sah er sie plötzlich auf der Straße. Sie stand vor dem hellerleuchteten Schaufenster eines Juweliers und starrte, wie verzaubert, auf die blitzenden Herrlichkeiten. Wilhelm sah weder Diamanten noch Rubinen — er sah nur sie. Wie reizend sie wieder aussah! Im enganliegenden Pelzjäckchen, die kleine Mütze mit keckem Reiherstutz ein wenig auf das linke Ohr gerückt, so daß auf der anderen Seite die krausen Löckchen zum Vorschein kamen. Das Gesicht war von der Kälte rosig angehaucht und die fein behandschuhten Händchen hielten ein Müffchen, das mit einem Veilchenstrauß geschmückt war.

Wilhelm trat so dicht neben sie, daß ihr Hauch ihn streifte, sie merkte es nicht einmal, so vertieft waren ihre Blicke in die Dingerchen hinter den Scheiben. Da stahl sich unwillkürlich ein Seufzer über seine Lippen: „Ja, wenn ich reich wäre!" Sie sah überrascht auf: „Du hier?"

„Schon eine ganze Weile," sagte er, „ohne daß Du mich bemerktest. Ich muß dem Zufall dankbar sein, Du hättest mir Deinen Anblick vielleicht noch monatelang entzogen."

„Quatschkopp," erwiderte sie ein wenig verwirrt, „sollen wir hier vielleicht Auseinandersetzungen haben?" Dann, wie nach einem anderen Gesprächsthema suchend: „Da sieh' Dir einmal diesen spanischen Kamm mit den Türkisen an. Ist er nicht allerliebst? Und glaubst Du nicht, daß er in meinem Haar noch hübscher aussehen müßte? Ich gehe nämlich nächste Woche in spanischem Kostüm auf die große Maskenredoute in den Wintergarten. Alles ist schon fix und fertig, nur der Kopfschmuck fehlt noch. Diese Türkisen paßen so gut zu dem blauen Sammetjäckchen, das ich trage, und nun muß ich dummerweise gerade ein leeres Portemonnaie haben."

„Nun und der väterliche Freund?“

„Ach, lieber Willy, die Geschichte ist nicht so glänzend, wie Du glaubst. Er bezahlt meine Stunden und läßt mich nicht gerade hungern — ich habe Dir doch gesagt, daß ich ihm alles zurückerstatte, wenn ich erst in Gage bin?“ setzte sie eifrig hinzu.

Er bejahte. „Das hast Du mir allerdings gesagt. Ich dachte aber, daß Dir kein Wunsch versagt würde.“

„Weil Du ein Dämel bist, ein kleiner lieber Dämel.“ Sie zog ihn ein paar Schritte weiter, denn vor dem Fenster hatte sich mittlerweile Publikum eingefunden. „Sieh, wenn ich wollte, nur ein Wort, und ich könnte mir die ganze Auslage kaufen. Da ist ein Fähnrich von den Gardehusaren, reicher Leute Kind, ferner ein paar Börsianer, die laufen sich die Füße nach mir wund. Aber nein — nicht rühr' an — ich bin ein anständiges Mädchen.“ Dabei nahm sie seinen Arm, er preßte den ihren gerührt an sich.

„Der Kunstmäcen ist also in der That nur ein väterlicher Freund?“

„Wahrhaftiger Gott, nein, aber Willy bist Du dumm! Meinst Du denn, ich müßte mich um

solch' elendes Kämmchen sorgen — wenn! — Nein, aber wirklich, Willy —"

„Wie viel kostet denn so 'n Ding?"

„Nicht viel, ich habe mich schon erkundigt, 300 Mark."

„So viel?" Wilhelm trat erschrocken einen Schritt zurück.

„Das verstehst Du nicht, Kindchen, es ist nicht viel für das, was es ist, die Türkisen sind von seltener Schönheit, ächt persische, ich verstehe mich darauf und dann sind auch noch Rosetten dazwischen. Das giebt eben dem ganzen solchen Glanz! Aber ich werde wohl auf den hübschen Kopfschmuck verzichten müssen," schloß sie mit einem Seufzer.

Wilhelm ging eine Weile lautlos neben ihr her. Endlich sagte er: „Dein Herz hängt wohl sehr an dem Kämmchen?"

„Nun ja," antwortete sie, „weil es so gut zu meinem Kostüm paßt und weil ich sicherlich damit Aufsehen machen würde."

Er preßte ihren Arm voll Aufregung. „Nun gut, ich will es Dir schaffen."

„Du?" sagte sie erst ungläubig gedehnt, dann mit einemmal verklärte sich ihr Gesicht,

sie bog seinen Kopf zu sich herunter und küßte ihn auf's Ohr. „Du bist doch ein lieber Junge! Ach ja, verschaff' mir das Ding. Du wirst dazu einen kleinen Pump anlegen müssen," lachte sie leichtsinnig, „das kann ich mir ja ungefähr denken. Aber was schadet's denn? Das kommt in den besten Familien vor. Nicht so — Schätzchen?"

Sie fühlte, wie er an ihrer Seite zitterte. „Nun gut. Du sollst den Schmuck bekommen, morgen bringe ich ihn selbst. Aber wirst Du mich auch dann wieder ein wenig lieb haben? Denke Dir meine Lage: Helene hatte ich verloren, Du zürntest mir!"

„Laß doch! Warum denn immer wieder die Todten ausgraben? Laß doch die alten Geschichten endlich ruhen. Ich ärgerte mich über Dich und Du hast dafür Unannehmlichkeiten gehabt. Das ist nur gerecht, dafür sind wir jetzt quitt. Na und jetzt — was machen wir mit dem angebrochenen Abend? Gehen wir wieder mal zusammen in's Theater und dann in ein feines Lokal?"

Er nickte, überglücklich, elektrisirt von Karla's munterem Lachen und froh, für ein paar Stunden Vergangenheit und Zukunft vergessen zu dürfen.

Am anderen Morgen in aller Frühe läutete

er beim Pfandverleiher, den er seit seiner Bekanntschaft mit Karla schon zu verschiedenen Malen heimgesucht hatte. Doch dieser, so gefällig er sich bisher gezeigt hatte, blieb unerbittlich.

„Es thut mir leid, Herr Braun, aber ehe Sie die ausstehenden Posten nicht bereinigt haben, unmöglich." Bei Anderen fand er nicht mehr Glück, auch die Kollegen bedauerten, ihm nicht dienen zu können. Was nun thun? Er hatte dem Weibe sein Wort gegeben, ihm anderen Tags den gewünschten Schmuck zu bringen und er wollte sein Wort einlösen. Um jeden Preis. Wie geistesabwesend saß er in seinem Bureau, der erste Kassierer betrachtete ihn mehrmals kopfschüttelnd durch die Augengläser.

Am Abend jedoch fand er sich zur festgesetzten Stunde bei Karla Behringer ein, die ihn mit einem Freudenschrei empfing. „Hast Du's mitgebracht?" Ja, er hatte es, das theure Kämmchen, sauber in einem weißen Etui verborgen, und seine Hände zitterten heftig, da er es ihr darbot. Sie flog ihm um den Hals, unbekümmert um die Zofe, die mit einem sphynxhaften Lächeln dabei stand.

„Ich habe es! Ich habe es! Sieh' nur, Guste, wie schön das ist! Und nun sollst Du mich gleich

damit schmücken und mir mein Kostüm anziehen helfen, zur Belohnung für diesen galanten, jungen Mann.“ Sie nahm die Zofe mit sich in das Schlafzimmer und ließ Wilhelm allein im hell-erleuchteten Salon.

Er ging mehrere Male hin und her und horchte auf das Lachen der beiden Mädchen nebenan. Endlich ließ er sich in einer Ecke nieder und brütete vor sich hin. Jetzt hatte er ja erreicht, was er wollte. Die Pforte zum Paradies war ihm neuerdings erschlossen, aber — er fand keine rechte Freude daran. Es mußten nicht eben gute Gedanken sein, die ihn beherrschten, denn seine Zähne gruben sich tief in die Unterlippe und die Augen schauten finster.

Da öffnete sich plötzlich die Thür des Nebenzimmers und üppig lächelnd, im spanischen Kostüm reizend anzusehen, pirouettirte das Weib seiner Träume über die Schwelle, trällerte einen damals bekannten Gassenhauer, und umkreiste Willy, sich kokett fächernd. Sein eben noch so düsteres Gesicht verwandelte sich blitzschnell. Mit trunkenen Augen starrte er auf die verführerische Erscheinung. Das Rauschen der Röckchen, das Klirren der Armspangen wirkte auf ihn wie eine

Narkose. Er breitete die Arme aus, das lebenswarme Geschöpf an seine Brust zu ziehen — da läutete es heftig an der Hausthür.

Karla horchte auf. „Wer kann heute noch kommen?"

Das Dienstmädchen flüsterte ihr einen Namen zu — sie stampfte mit den Füßen: „Bewahre, ohne vorherige Nachricht? Das giebt es nicht. Mittlerweile läutete es ein zweites Mal und heftiger. Karla wurde nervös. „Sieh' nach, Guste, aber vorsichtig."

Das Mädchen öffnete die Salonthür ein wenig, draußen konnte man durch die Glasscheiben deutlich einen Mann erkennen. „Ich hab's ja gleich gesagt, 's ist der Herr. Das Läuten kenn ick."

„Um diese Zeit? Wie lächerlich!"

Jetzt mischte sich Willy in's Gespräch. „Wer es auch sei, laß ihm durch das Mädchen sagen, Du seist nicht zu Hause."

Sie beeilte sich zu erwidern: „Das geht in diesem Fall nicht. Er würde trotzdem herein kommen. Du mußt fort Willy."

Nun schrie er sie an, indem er ihre Hände preßte: „Wer ist es? Wem soll ich weichen?"

„Wenn Du's denn wissen willst, es ist Dein Prinzipal, Herr Schultes, ihm wirst Du doch kaum begegnen wollen."

Das traf Wilhelm wie ein Donnerschlag. Karla hatte sich immer beklagt, daß Schultes sie chicanire, bei ihrem Austritt aus dem Geschäft ließ sie durchblicken, daß dieser hauptsächlich ihr den Beruf verleide — und nun? Welche Heuchelei! Ein Abgrund that sich vor ihm auf — er taumelte.

Guste, die Vertraute, zog ihn an der Hand rasch ins Schlafzimmer. Karla warf Mantel und Hut hinterher, und gleich darauf hörte er, wie sie die Hausthür öffnete, und sich dann, neckisch lachend, in's Zimmer zurück flüchtete. „Nicht ansehen! Mich nur um Gotteswillen nicht ansehen! Ich hatte mein Ballkostüm probirt, Guste ist nach Abendbrod gegangen, und nun werde ich so überrascht."

Mehr konnte er nicht hören. Das Dienstmädchen half ihm in den Mantel, gab ihm den Hut in die Hand, und drängte ihn durch die Seitenthür auf den Gang. „Sie haben's heute schlecht getroffen, kommen Sie nur wieder. Ein andermal wird's fideler!"

„Nie mehr! Nie mehr!“ keuchte er.

„Sie müssen's dem Freilein nicht übel nehmen, ich bin jewiß, daß sie sich lieber mit Ihnen amüsirte, als mit ihrem Ollen, aber — die Moneten! der ewige Dalles! Und so ne Meechens vom Theater können wat jebrauchen!“

„Schon gut, kein Wort weiter! Adieu!“

Sie beugte sich über die Treppe, ihm nachzusehen. „Adieu! Lassen Sie sich doch keene jrauen Haare wachsen, es wäre schad' um Ihnen. Ueberhaupt, es giebt ja noch andere Meechens in Berlin, die Oogen im Kopp haben. Muß es denn jrad' die Eene sind?“

Er hörte nicht mehr auf ihre Lockungen. In fliegender Hast rannte er die Stufen hinunter. Jetzt stand er auf der Straße, wo sollte er hingehen? Nach Hause? Nein — nur nicht allein sein! In die Kneipe? Noch weniger, nur nicht Menschen sehen zu müssen — und so schritt er gerade aus, immer zu, immer zu, und hielt geheime Zwiesprache mit sich selber. Er schämte sich — o Gott, wie sehr er sich schämte! An eine Dirne hatte er sein Herz gehängt. Er wußte es ja schon lange, aber immer wieder hatte sie ihn zu täuschen verstanden, und er hatte

ihr so gerne geglaubt. Die Leidenschaft für dieses Weib war wie eine Krankheit, die ihn überfiel, gegen die es kein Heilmittel gab. Sie hatte nicht nur seine Sinne unterjocht, sie hatte ihm die männliche Würde genommen, das Pflichtgefühl, die Ehre. Er schauderte, wenn er daran dachte, was er für sie gethan — zuletzt noch gethan. Dann fielen ihm seine Eltern ein, die er seit langem vernachlässigte, Helene, der er das Herz gebrochen hatte. Seine gute Helene, sein Bräutchen! Wie glücklich war er ehemals in dem Gedanken an ihre Vereinigung, bis sie in seinen Kreis getreten war, die lasterhafte Schöne, deren Nähe ihm das Blut rascher durch die Adern jagte, der Dämon, der ihn zum Verderben trieb. Seltsamerweise dachte er weniger an die Kränkung, die ihm eben widerfahren, und daß jetzt ein Anderer bei ihr war, nein, er verabscheute sie plötzlich so sehr, daß ihm diese Schmach noch tröstlich schien, weil sie ihn endgültig von ihr schied. Unter solchen Selbstgesprächen irrte er umher, bis es im Osten zu dämmern begann, und leise Fieberschauer seinen Körper durchrieselten. Ein sich von Minute zu Minute steigerndes, physisches Unbehagen zwang ihn endlich das Bett aufzusuchen.

Am Morgen konnte er nicht aufstehen. Der Arzt, den seine Wirthin herbeirief, konstatirte eine Lungenentzündung. Er war blaß und die Augen glänzten unnatürlich in dem bleichen Gesichte. So schwach war er, daß er nicht im Stande schien, einen Brief zu lesen, den ihm seine Wirthin an's Bett brachte. Diese mußte ihn vorlesen. Er war von seiner Schwester und lautete:

„Lieber Willy!

Du hast lange nichts von Dir hören lassen, Vating brummt und Mutting geht mit nassen Augen umher. Das schmerzt mich besonders, denn Mutting hat ohnedies mehr Sorgen, als einem Menschen zuträglich sind. Herzens-Willy bist Du krank? Mach' es uns doch zu wissen, damit Eins von uns Dich aufsuchen kann. Wenn dies aber nicht der Fall ist, dann höre eine große Bitte: Ich feiere Sonntag über acht Tage das Fest meiner Confirmation. Es würde mir eine unbeschreibliche Freude sein, wenn auch mein liebes Brüderchen zugegen wäre. Vielleicht bekommst Du Urlaub, bitte nur recht schön darum! Muttchen ist schon beschäftigt, aus meinen alten Kinderkleidern ein neues, prachtvolles

Confirmations-Gewand herzustellen. Denke, wie hübsch ich aussehen werde, ganz in Weiß, und zögere nicht, mit Deiner Gegenwart zu erfreuen

Deine Dich herzlich liebende

Klara."

Zwei große Thränen tropften unter seinen Wimpern hervor. Diese Klara war seine Lieblingsschwester. Er sah sie vor sich, die schlanke Erscheinung, er sah die blonden Zöpfe, die keuschen Augensterne, und er fühlte sich unwürdig, die Kleine brüderlich zu umfangen.

— — — — — — — — — — — — —

Erst nach einigen Tagen bemerkte Helene sein Fehlen im Geschäft. Sie hatte nicht den Muth, nach ihm zu fragen, da erzählte ihr ein Kollege unaufgefordert, Herr Braun sei an Lungenentzündung erkrankt. Das that ihr doch furchtbar leid, sie zog heimlich Erkundigungen ein und wenn sie nicht gefürchtet hätte, an seinem Krankenlager jener Verhaßten zu begegnen, so hätte sie, alle Kränkung bei Seite setzend, sich doch wohl entschlossen, bei ihm nach dem Rechten zu sehen. Ihre Furcht war unnütz. Karla kümmerte sich um ihr Opfer nicht im mindesten. Lange Zeit bemerkte sie sein Fernbleiben über-

haupt nicht, und als ihr Mädchen, das mehr Interesse für den hübschen, jungen Mann zu haben schien, ihr eines Tages die Nachricht seiner Erkrankung brachte, da fand sie nur ganz oberflächliche Worte des Bedauerns. Für sie hatten nur gesunde Männer Bedeutung. Den kranken Freund warf sie in Gedanken ohne weiteres zu den Todten.

Nach sechs Wochen war Wilhelm endlich so weit, seinen Beruf wieder aufnehmen zu können. Er hatte sich sehr verändert, sah abgemagert aus und seine Augen lagen tief in den Höhlen. Auch hüstelte er noch immer, „eine dumme Angewohnheit", wie er sagte, und ein scheues, ängstliches Wesen machte sich bei ihm bemerkbar.

Als ihn Helene zum erstenmal wieder sah, fühlte sie ihr Herz von Mitleid erbeben. Sie dachte, er sei wohl zu früh ausgegangen, und hoffte nun mit jedem Tag, es würde sich bessern, aber es vergingen acht — vierzehn Tage, und und sein Aussehen war dasselbe beunruhigende. Da blieb sie eines Morgens bei ihm stehen und sagte mitleidsvoll: „Sie sind noch krank, Herr Braun, Sie sollten sich schonen!"

Er bückte sich statt aller Antwort nieder und

drückte einen heißen Kuß auf ihre Hand. Sie entzog ihm dieselbe rasch und ging verwirrt ihren Geschäften nach.

Am Abend dieses Tages trat er in ihr Zimmer. Es war im März, draußen kämpften laue Frühlingswinde mit den Eisschollen, und Helene stand im schlichten Hauskleid am Fenster und begoß ein paar rothe Hyazinten, die sie selbst gezogen hatte. Die erste Regung in ihr war Zorn, daß er sich erdreisten konnte, hierher zu kommen — nach allem was geschehen war! Aber als sie ihn genauer ansah, und er so verfallen, so elend vor ihr stand, da beschlich sie ein fast mütterliches Gefühl. Sie nahm ihm den Hut ab und geleitete ihn zu einem Sitze, langsam, vorsichtig, wie man ein krankes Kind führt. Und da sie ihn wieder hier hatte, in der alten, trauten Umgebung, kam auch das alte, traute „Du" wieder über ihre Lippen. „Wie geht es Dir heute?"

„Besser, viel besser," antwortete er mit heiserer Stimme. Dann sah er sich um in ihrem Zimmer, sah die bekannten Bilder, die gehäkelten Schutzdeckchen, den Tisch, an dem er manchmal mit ihr gesessen, sah diese Frau, die er um ihr

Glück betrogen, und die doch noch theilnehmende Worte für ihn hatte — er stützte den Kopf in beide Hände und weinte bitterlich. Und plötzlich, gleich einem Gebirgsbach, der über die Dämme bricht, kam es über seine Lippen, stoßweise, wild und unvermittelt, all' die Anklagen gegen sich selbst, seine ganze Beichte. Wie er von Anfang an dem dämonischen Einfluß jener Dirne verfallen war, wie dieses Weib stückweise das Gefühl für Pflicht und Ehre in ihm ertödtete, wie er für sie Schulden machte, bis ihm Keiner mehr borgte, und wie er endlich, seinen Leichtsinn zu krönen, einer ihrer unsinnigen Launen wegen — 300 Mark aus der Geschäftskasse nahm.

Es schrie etwas auf, Helene wußte selbst nicht, daß sie es war. Beide Hände auf den Tisch gestützt, blaß und bebend stand sie vor ihm. „Ein Dieb also, ein Dieb!"

Von diesem Gesichtspunkt aus hatte er die Sache noch gar nicht betrachtet. Nur entlehnen wollte er das Geld und er hoffte, es in kurzer Zeit zurückerstatten zu können. Aber da kam die Krankheit, die große pekuniäre Opfer forderte, und machte es ihm unmöglich.

Helene ließ ihn nicht ausreden. „Um Gottes=

willen, man kann im Geschäft jeden Augenblick darauf kommen, Du wirst das Geld sofort zurücklegen.“ Dabei eilte sie zum Schrank, kramte in fliegender Hast in ihren Sachen und brachte eine Kassette mit ihren Ersparnissen, einige Pfandbriefe, Loose und ein Beutelchen mit baarem Geld. Nun fing sie an zu zählen, manches Goldstück entrollte den zitternden Händen und mußte erst wieder vom Boden aufgelesen werden. Es reichte nicht ganz. Sie ergänzte die Summe aus ihrem Portemonnaie.

Wilhelm sah ihrem Beginnen mit wachsender Aufregung zu: „Du willst mir das Geld geben — Du? Hast Du denn vergessen, für wen ich es gebraucht?“

Sie legte ihm die Hand auf den Mund. „Nur um Gotteswillen jetzt keine Phrasen, wo Deine Ehre auf dem Spiel steht. Hältst Du mich für so kleinlich, daß mich dies in meinem Thun beeinflussen könnte?“

„Aber,“ hub er wieder an, „Du denkst doch nicht im Ernst, daß ich das Geld von Dir nehmen werde, von einem Weibe, von meiner Braut?“

Sie lächelte. „Falsches Ehrgefühl mein

Lieber! Sehr häufig bringt die Braut dem Manne Geld in die Ehe, ja, häufig wird sie nur ihres Geldes wegen geheirathet. Liegt der Fall nun anders, weil hier die Summe geringer ist? Uebrigens gingst Du auch von einer falschen Voraussetzung aus: Ich bin Deine Braut nicht mehr. Ich habe längst eingesehen, daß es unrecht wäre, Dein junges Leben an das meine zu ketten. Deine Freundin, Deine Schwester will ich sein, und von dieser kannst Du Hilfe in der Noth annehmen. Widersprich mir nicht, es giebt keinen anderen Ausweg. Wenn erst das häßliche Gespenst dieses Vergehens aus Deinem Leben geschwunden ist, dann wird auch die Gesundheit wiederkommen und der Lebensmuth."

Er wußte nichts mehr zu erwidern. Immer wieder küßte er Helenens Hände, auf die heiße Tropfen fielen. Sie packte das Geld in die Taschen seines Ueberrockes, dann schied er, beschämt, gedemüthigt und doch glücklich im innersten Herzen, daß ihn Helene nicht ganz verlassen hatte.

Den anderen Tag wartete sie in banger Stimmung auf sein Erscheinen im Geschäft. Sie konnte den Gedanken nicht los werden, daß jeden

Augenblick das Damoklesschwert auf ihn hernieder-sausen könne, und er blieb mit dem Gelde aus. Sie hörte die Prinzipale nach ihm fragen, sah, wie der erste Kassierer mit diesen flüsterte, da litt es sie nicht länger. Ein kleines Unwohlsein vorschützend, erbat sie sich Urlaub für den Vormittag und eilte in seine Wohnung.

Dort fand sie die Quartierfrau in heller Verzweiflung. Im Begriff, ausgehen zu wollen, hatte Braun eine Ohnmacht bekommen, und lag nun wie todt in seinem Zimmer.

Helene stürzte zu ihm. Sie rieb seine Schläfe mit Essenzen, sie begoß ihn mit kaltem Wasser, und schließlich hatte sie auch die Freude, sein Bewußtsein wiederkehren zu sehen. „Willy,“ schrie sie ihn an, „es giebt keine Rettung, Du mußt Dich aufraffen. Denke an das Geld! An Deine Ehre! Denke, wie viel Zeit seit jenem Tage verstrichen, und daß jeder Augenblick die Entdeckung bringen kann.“ Er zeigte sich ganz apathisch. Sie flößte ihm Fleischbrühe ein und einige Löffel starken Weines, dann half sie ihm sich ankleiden, ließ einen Wagen holen und geleitete ihn selbst in's Geschäft. Unterwegs wiederholte sie ihm unaufhörlich, was er zu

thun habe. Wenn er sich nur so lange aufrecht halten wolle, nur so lange, bis das Geld an Ort und Stelle lag, sie würde dann Mittags nach ihm sehen, sie würde ihn gewiß nicht verlassen.

Helenens fester Wille verfehlte seine Wirkung auf den Kranken nicht. Er konnte die Droschke allein verlassen, sie sah ihm hinter den Vorhängen verborgen nach, wie er ziemlich aufrecht durch die große Glasthüre schritt, dann befiel sie ein Weinkrampf. Wenn nur das Eine noch geschehen konnte, wenn nur die Spur seines Vergehens beseitigt war, dann mochte er ja wieder zurückfallen in seine Lethargie. Denn Helene täuschte sich keinesfalls über seinen Zustand. Er war ernstlich krank, das sah man ihm an.

Der Wagen war, wie sie es von Anfang an bestimmt hatte, in die Nähe von Willy's Wohnung zurückgefahren, und während sie nun ausstieg und den Kutscher zahlte, ging der junge Arzt vorüber, den Braun vor Jahren an ihres Brüderchens Krankenlager geführt hatte. Sie rief ihn an, und es freute ihn anscheinend herzlich, sie wieder zu sehen. Nach einigem geschickten Laviren von ihrer Seite, brachte sie das Gespräch auf ihren

ehemaligen Bräutigam. „Haben Sie nicht auch Herrn Braun in seiner Lungenentzündung behandelt?"

Der Mediciner bejahte.

„Er sieht noch immer schlecht aus, seine Erholung geht merkwürdig langsam von statten."

Da sah sie der junge Arzt bedeutungsvoll an und sagte: „Er wird sich leider gar nicht mehr erholen, denn er steht im letztem Stadium der Schwindsucht."

Sie stieß einen halblauten Schrei aus, der Arzt fuhr fort: „Sie sind ja Beide, soviel ich mich erinnere, gut bekannt mit einander. Veranlassen Sie ihn doch, daß er zu seinen Eltern nach Mecklenburg geht, dort hat er wenigstens die richtige Pflege, wenn es schlimmer mit ihm werden sollte."

Helene versprach ihr Möglichstes und verabschiedete sich von dem jungen Manne. Ihr war seltsam zu Muth. Alle Kränkungen waren mit einemmale vergessen, sie dachte nur der schönen Stunden, die ihr Willy geschenkt, und mit tiefer Wehmuth sagte sie sich: Den Lebenden hätte ich doch nie behalten, jetzt wird er wieder mein!

Sie betrat abermals seine Wohnung, ihn dort

zu erwarten, denn eine leise Ahnung sagte ihr, er würde nicht lange ausbleiben. Und so war es auch. Einige Stunden später brachten ihn Angestellte des Geschäfts — er hatte eine neue Ohnmacht gehabt. — Helene verließ keinen Augenblick die Besinnung. Mit aller Umsicht traf sie ihre Anstalten. Sie schickte nach dem Arzte, ließ von zu Hause ihre nöthigsten Effekten kommen, denn das stand bei ihr fest, den geliebten Kranken nicht mehr zu verlassen. Er lächelte sie selig an, als er wohlgebettet in den Kissen lag, und sie mit einer Schürze angethan als Hausmütterchen neben ihm saß. Seine Hand suchte die ihre mit schwachem Drucke und seine ersten Worte waren: „Es ist alles in Ordnung, Niemand hat es bemerkt."

Sie verbot ihm zu sprechen und er gehorchte, aber seine Augen folgten ihr, wo sie ging und stand, und drückten eine innere Zufriedenheit aus. Noch am gleichen Tage schrieb sie einen langen Brief an die Prinzipale, worin sie mit wahrheitsgetreuer Motivirung um ihre Entlassung bat. Diese ließ denn auch nicht lange auf sich warten und Herr Möller fügte dem Schreiben, in Anerkennung ihrer bisherigen Verdienste, noch eine

ansehnliche Summe bei. Jetzt konnte sie sich ganz ihrem Kranken widmen. Sie machte ihre Obligationen zu Geld und dachte: Später, wenn er von mir gegangen, werde ich schon wieder eine andere Stellung finden.

Es kamen harte Tage für Helene, Stunden, in denen Willy so schwach war, daß sie fürchtete, er würde ihr unter den Händen sterben. Dann mit einem Male siegte die Jugend und die Liebe zum Dasein, es ging sichtlich besser.

Eines Morgens hatte sie die Fenster des Krankenzimmers weit geöffnet und ließ die warme Frühlingssonne voll auf sein Bett scheinen. Er saß aufrecht in den Kissen, in einer Hand eine Rose, die sie ihm geschenkt hatte, vor sich auf der Decke mehrere Zeitungen. Helene schritt durch das Zimmer, vorsichtig den Staub von den Möbeln wischend. Da hörte sie ihn plötzlich leise lachen Sie sah sich verwundert um, er deutete mit dem Zeigefinger auf eine Annonce in der „Berliner Zeitung.“ „American-Theater,“ las sie, ihm über die Schulter blickend, „Debut der reizenden Chansonette Karla Behringer.“

Es war das erste Mal, daß zwischen Beiden wieder von Karla die Rede war, und Helene

glaubte, Willy aufmerksam machen zu müssen, daß er sich nicht erregen dürfe. Der aber ergriff ihre Hand und sah ihr klar und ruhig in die Augen. „Mein Lieb, sei überzeugt, daß mir von nun an Niemand weniger gefährlich ist, als dieses Mädchen. Mir ist sogar, als hätte ich das Alles nicht selbst erlebt, als hätte mir nur ein Dritter von ihr erzählt, von diesem feilen, herzlosen Weibe. Und ich fühl's, nun kommt die Gesundheit, nun kommt der Frohsinn. Laßt mich aufstehen, laßt mich wieder arbeiten, ich habe so viel einzuholen, so viel gut zu machen."

Helene berichtete auch das dem Doktor und meinte, ihr Patient sei nun doch ernstlich auf dem Wege der Besserung. Der junge Arzt schüttelte den Kopf: „Besserungen sind bei dieser Art Erkrankung nur scheinbar. Lassen Sie ihn aufstehen, sobald er dazu im stande ist, und folgen Sie meinem Rath, bringen Sie ihn zu seinen Eltern. Wir haben die Verantwortung seinen Leuten gegenüber. Und außerdem — sein Vater ist Pastor auf einem schönen Schloßgut, die herrliche Landluft und die Freude des Wiedersehens wird den Kranken noch eine Weile erhalten."

Das lautete nicht sehr tröstlich, doch Helene

ließ den Kopf nicht sinken; zehn Tage später befand sie sich schon mit ihm auf der Reise. Es war ein entzückender Maitag. Vom Fenster des Coupés aus sah der Kranke wortlos die märchenhafte Blüthenpracht. Und die Sonne erstrahlte an einem wolkenlosen Himmel. Er hielt Helenens Hand in der seinen, sie spürte alle Eindrücke, die ihm die wechselnde Landschaft verursachte, an dieser abgezehrten, vibrirenden Hand. „Und zu denken, daß mein Leben an einem Faden hing, daß ein Lufthauch genügte, mein Lichtlein zu verlöschen," sagte er einmal, „es wäre doch schade gewesen, wenn ich den Frühling nimmer erlebt hätte." Diese freudige Zuversicht trieb Helene Thränen in die Augen, sie allein wußte ja, wie es um ihn stand.

In der Heimath angekommen, wurden sie von Willy's Familie aufs Wärmste begrüßt. Leider fiel mancher Tropfen Wermuth in den Freudenbecher. Helene galt noch immer als des Sohnes Verlobte, sie waren auf der Reise überein gekommen, den Eltern den Schmerz der Aufklärung vorläufig zu ersparen. Und sie dankte Gott, das sie es that. Nicht um Alles hätte sie dem greisen, gottesfürchtigen Vater, der ewig sorgenden Mutter

auch noch das auflasten mögen. Klara, die Aelteste, und noch fünf kleinere Geschwister umfingen sie und Willy mit gleicher Liebe. Wie wohl hätte sich Helene in diesem Hause fühlen können, wenn nur das Schreckgespenst von Willy's nahem Ende sie einen Augenblick verlassen hätte. Die Andern wußten nicht, was sie wußte, die konnten noch scherzen, und sich der Genesung des theuren Kranken freuen.

Und wirklich — ein paar Wochen schien es, als sollten sie Recht behalten. Er ging am Arme seiner trauten Freundin über die blumigen Wiesen, wo er als Knabe gespielt, er aß an Mutterchens Tisch all seine Lieblingsspeisen, die Heimath war vorläufig für ihn die beste Medizin, sie machte ihn wieder aufblühen. Dann kam die Reaktion. Ohne daß er eigentlich Schmerzen fühlte, mit einemmale sah man ihn schwach und schwächer werden, bis er eines Abends mit der Sonne schlafen ging. Ihre letzten Strahlen verklärten seine letzten Augenblicke. Er hatte sich den Tag über wohlgefühlt und verlangte in den Garten gebracht zu werden. Unter einem Fliederstrauch, in den Armen der geliebten Mutter, Helenens Hand in der seinen haltend, so hauchte er sein

junges Leben aus. Die Kinder spielten ganz in der Nähe und merkten es nicht einmal, daß ihr Bruder von ihnen gegangen war.

Der Vater war in Verzweiflung, die schwächere Mutter mußte ihm Trost zusprechen. Sie erinnerte ihn daran, wie zart Willy schon bei seiner Geburt gewesen, und daß die Aerzte ihr, wie er noch ein Büblein war, sagten: „Den behalten Sie nicht lange." Nun hatten sie ihn doch so lange behalten, und deshalb müßte man Gott preisen, anstatt unvernünftig zu klagen.

Helene blieb bis zur Bestattung und erst, nachdem sie dem geliebten Manne auch den letzten Dienst erwiesen hatte, wandte sie sich wieder nach Berlin, um sich eine neue Stelle zu suchen. Gleich am ersten Tage, als sie in ihrem Trauergewande die Linden hinunter ging, begegnete ihr eine elegante Dame am Arme eines Herrn. Sie achtete in ihrem Schmerz nicht weiter auf die Beiden, doch die Dame faßte sie plötzlich scharf in's Auge und sagte dann ihrem Begleiter etwas in's Ohr, worauf dieser ihren Arm freigab und ein paar Schritte voranging. Jetzt eilte sie hastig Helenen nach. „Nur ein paar Worte! Verzeih, daß ich Dich auf der Straße anspreche,

aber Dein schwarzes Kleid — so viel ich weiß, hast Du keine näheren Verwandten, sag mir doch — um wen trauerst Du?" Helene erwiderte nur zwei Worte, aber diese klangen drohend, wie eine Anklage: „Um Willy!"

„Großer Gott, ist's möglich? So schnell? Er war ja immer kränklich, ich bemerkte zum Beispiel öfter, daß er keinen Tabakrauch vertragen konnte, aber daß es so schnell gehen würde —"

„Dazu haben ihm gewisse Umstände verholfen."

„Nein, sag das nicht! Ich bitte Dich um Gotteswillen, nicht das! Nicht um meinetwillen, das wäre ja schrecklich!" Thränen stürzten dabei aus ihren Augen, echte Thränen, die 'über die Wangen flutheten und auf ihrer hellen Jacke große Flecke bildeten.

Helene that ihr Benehmen leid. „Du weinst?" sagte sie verwirrt.

Die Andere fuhr mit einem feinen Spitzentüchlein über die Augen. „Freilich, ich hab ihn ja auch gern gehabt. Für schlecht darfst Du mich nicht halten, Lene, ich bin wohl leichtsinnig, aber nicht schlecht. Du mußt mir mehr von ihm

erzählen, wie das alles kam, und wer bei seinem Ende zugegen war und was er noch sprach! Komm doch heut Abend zu mir, wir sind ganz allein, und ich werde Dir so dankbar sein. Kommst Du?"

Helene wollte abwehren, aber Karla bat so eindringlich, daß sie sich nicht getraute, nein zu sagen. „Also, ich erwarte Dich bestimmt," rief ihr die Schöne nach, dann wandte sie sich ihrem Begleiter zu, und die Andere ging in großer Aufregung von dannen. Wieder hatte die gleißende Schlange ihr Herz umstrickt. Helene suchte in ihrem Innern schon nach Entschuldigungsgründen. Sie sagte sich: „Sie hat ihn auch gern gehabt, was kann sie im Grunde dafür? Ihre Thränen waren echt, in der That, sie ist nur leichtsinnig, aber nicht schlecht."

Der Abend also fand sie auf dem Weg zu Karlas Wohnung. Wie sie in die Straße einbiegen wollte, rollte eben eine feine Equipage heraus und so blitzschnell, daß sie sich gerade noch auf das Trottoir retten konnte. Ein Herr saß darin und eine Dame, und diese Dame sah in Haltung und Figur Karla Behringer ähnlich. Sie hatte eine feine Soiree-Toilette an und einen

hellen Plüschmantel darüber geworfen. Helene mußte sich natürlich irren, denn Karla war ja zu Hause und wartete auf sie. Aber sie wunderte sich über solch frappante Aehnlichkeit.

Sie schritt den zweiten Stock hinauf und läutete an der bewußten Glasthür. Das Dienstmädchen öffnete sofort. „Sie sind Freilein Helene, nich wahr? Die Gnädige hat mir schon von Ihnen erzählt und hier ist ooch 'ne Karte, die Freileinchen für Sie schrieb."

Helene las beim flackernden Treppenlicht mit wachsendem Staunen:

„Verzeih mir, liebe Lene, daß ich Dich nicht erwarte. Ein Freund von mir, Fürst Solingen, ist plötzlich von der Reise zurückgekehrt und wünschte heute Abend meine Gesellschaft. Ich konnte nicht nein sagen. Jedenfalls suche ich Dich nächster Tage in Deiner Wohnung auf, wo sich freuen wird, wieder einmal fröhlich mit Dir plaudern zu können,

Deine Karla."

„Fröhlich plaudern zu können!" Die Oberflächliche dachte schon nicht mehr daran, weshalb sie Helene sprechen wollte, in wenig Stunden

hatte sie das Grab auf Mecklenburger Erde und alles, was für sie drum und dran hing, vergessen. Helene fröstelte es. Sie zog ihr dünnes Sommermäntelchen fester um die Schultern und wandte sich wortlos zum Gehen. Aber die diensteifrige Auguste glaubte, das Billet ihrer Herrin noch ergänzen zu müssen.

„Der Fürst is nämlich 'n sehr reicher Mann," sagte sie, „der ooch Moneten springen läßt, und riesig verkeilt is in unser Freilein. Sie hätte ihm nicht absagen können, ohne ihre janze Position uff's Spiel zu setzen."

„So, so?" entgegnete Helene tonlos, sie hatte nur den einen Gedanken: „Fort, fort aus diesem Hause!" Aber so schnell ließ die redselige Guste ihr Opfer nicht los. Mit aufgestemmten Armen pflanzte sie sich just in der Thüröffnung auf und plapperte weiter: „Mit dem Ollen ist es nämlich alle, den haben wir rausjeschmissen. Na ja, so 'n oller Kerl und ein Schmutzian dabei. Ich sage immer: endweder — oder! Entweder muß der Schatz jung sein, propperes Aussehen, nettes Schnurrbärtchen, dann verzeiht man ooch einmal die Leere im Portemonnaie — na ja, is jut, man kommt ja so ooch uf die Kosten. Aber ein

Oller muß Moneten haben, viel Moneten — hab ick nich recht?"

Helene war empört; eine solche Wuth erfaßte sie, daß sie die Schwätzerin mit einem Stoß bei Seite schleuderte, um endlich die Treppe zu gewinnen. „Nanu!" rief ihr diese von Oben nach, „Sie haben's wohl sehr eilig nach Dalldorf?"

Zu Hause rief Helene ihre Wirthin und verbot ihr, in der nächsten Zeit Besuche anzunehmen. Sie fürchtete, Karla wieder zu sehen. Aber sie hätte sich das ersparen können. Diese dachte nicht daran. Mit dem einen Momente der Rührung war ihre Theilnahme vollständig erschöpft. Willy war eine Episode in ihrem Leben.

Nach Jahren passirte es einmal, daß ihr in einem öffentlichen Balllokale eine junge Börsenpflanze, ein Herr Willy Ruhland, vorgestellt wurde. „Willy! Willy!" sagte sie nachdenklich und schnippte mit den Fingern durch die Luft, „der Name kommt mir bekannt vor."

„Nu, natürlich," meinte der Andere, „vom Kaiser angefangen, giebt es eine ganze Menge Willem's. Vielleicht mal 'nen Schatz gehabt, der so hieß, wie?"

Sie hatte kaum auf ihn gehört, ihre Ge-

danken glitten zurück in die Vergangenheit. Mit einem Male ward's lebendig in ihr, sie sah sich wieder als junges Ding in dem Waarenhause Möller und Comp., Lenchen an ihrer Seite, ein junger Mann sprang die Treppe herab — — „Ja woll," sagte sie seltsam lächelnd, „'n verflossener Schatz von mir."

„'n netter Mensch?"

„Netter wie Sie!"

Der Börsianer rückte mit einer Grimasse sein Fensterglas in's Auge: „Na, wo is er denn jetzt, der Seltene?"

„Dodt."

„J wo — is ja Blödsinn!"

„Ne, im Gegentheil, is das einzig Gescheidte. Ich bitte Sie, was hat man denn auf dieser schnöden Welt? Das bischen Liebe und was drum und dran hängt — ach Gott, ich hab's schon satt bis daher!" — dann richtete sie sich plötzlich auf in lauschender Stellung. „Hören Sie — ein flotter Walzer — wollen wir?"

„Meinetwegen." Und dahin gings am Arme des Tänzers in wilden Umschlingungen.

Carl Waltenberg, Berlin SW., Beuthstr. 6.

7

Vögl